Günther's
Bibliothek deutscher Original-Romane.

Herausgegeben
unter
Betheiligung der ersten Schriftsteller Deutschlands.

XXVIII. Jahrgang. 4. Band.

Lucifer.

Ein Roman aus der Napoleonischen Zeit

von

Karl Frenzel.

Vierter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1873.

Günther's

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Herausgegeben

unter

Betheiligung der ersten Schriftsteller Deutschlands.

XXVIII. Jahrgang. 4. Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1873.

Lucifer.

Ein Roman aus der Napoleonischen Zeit

von

Karl Frenzel.

Vierter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1873.

Erstes Kapitel.

An der tiefen blauen Donau! Unter einem klaren wolkenlosen Maihimmel, den die sinkende Sonne mit röthlichen Gluten zu färben beginnt. Von der Höhe des waldreichen Bisamberges am linken Ufer liegt das Marchfeld weithin mit seinen freundlichen Dörfern und Schlössern, seinen kleinen Städtchen, Gärten, Wiesen und Feldern wie ein grüner Teppich vor dem Beschauer ausgebreitet.

Hier faßt es der breite, hochangeschwollene, starkflutende Strom mit vielgetheilten Armen, mit seinen Inseln und Sandbänken, dort im Osten der Hügelzug der von Weikendorf südwärts sich hinzieht. Fern sten ragt der Stephansthurm auf, im Goldduft des Abends schimmernd. Im Umkreise andere Kuppeln,

Thürme, steile Dächer, hier schärfer hervortretend, dort verschwimmend: die schöne stattliche Kaiserstadt, seit einer Woche im Besitz der Franzosen.

Am Mittag des dreizehnten Mai 1809 waren die Franzosen mit klingendem Spiel und goldenen Adlern in die innere Stadt eingerückt. In Schönbrunn hatte der Kaiser Napoleon sein Hauptquartier aufgeschlagen.

Kaum anderthalb Monate währte der Krieg. Wie er es Egbert drohend versprochen, hatte ihn Napoleon in gewaltigen, überraschenden Schlägen geführt. Schmählich waren die Hoffnungen der Oesterreicher zu Schanden geworden.

Statt am ersten März, wie es Stadion geglaubt, war die große Armee, die unter dem Erzherzog Karl sich in Böhmen gesammelt hatte, erst in den ersten Tagen des April aufgebrochen. Bald hatte es an diesen, bald an jenen Gegenständen der Ausrüstung gefehlt. Die Nachricht, daß Napoleon selbst auf dem Kriegsschauplatz gleich im Beginn des Feldzugs als oberster Feldherr erscheinen, daß man vielleicht vor seinen Rüstungen einen kurzen Vorsprung, aber keinen vor der Blitzgeschwindigkeit seiner Gedanken haben würde, hatte lähmend auf den Geist des Erzherzogs gewirkt. Den Marschällen des Kaiserreichs fühlte er sich ebenbürtig, vor dem Genius Napoleon's war der seine befangen. Sein Ver-

trauter, der Graf Philipp Grünne, bestärkte ihn in seinem Kleinmuth.

So sicher hatten sie darauf gerechnet, daß Napoleon sich nicht aus den spanischen Wirren werde reißen können, daß seine Hartnäckigkeit, die Engländer zu verfolgen und zu vernichten, ihn an das Gestade des atlantischen Oceans, nach Lissabon und weiter nach Gibraltar fortziehen werde; seine plötzliche Ankunft in Paris, sein Entschluß, Spanien den Rücken zu kehren und an die Donau zu eilen, warfen ihre Pläne über den Haufen. Von diesem Tage fingen sie an, die Kriegsmacht des Gegners zu überschätzen und in durchsichtigen Anspielungen den leichten Sinn des Ministers Stadion, die Zuversicht der österreichischen Edelleute, selbst die heroische Leidenschaft der Kaiserin Marie Beatrix zu verurtheilen.

Die Federhelden, die Gentz, Schlegel und Hormayr, die fremden Wühler, die englischen und preußischen Abgesandten des großen Geheimbundes, der sich über ganz Europa gegen Napoleon auszuspinnen begann, kamen in der Umgebung des Erzherzogs noch schlechter fort. Grünne erklärte Allen, die es hören wollten, daß es eine Thorheit sei, von einem aufständischen Volksheer Wunderthaten zu erwarten. Ob man im Ernst die Handwerker der Städte, die Bauern der Dörfer,

die Jäger des Gebirgs gegen die Grenadiere und die gepanzerten Reiter Napoleon's ins Feld führen wolle? Das sei gut auf dem Theater, für Schauspieler und tragische Liebhaberinnen — der Stich traf die Kaiserin, die in ihrem Hasse gegen Napoleon etwas von einer zürnenden Medea oder Klytämnestra hatte — aber auf dem Schlachtfelde würde es sich schlecht bewähren.

Zu dem Mißmuth und der Hoffnungslosigkeit unter denen, welche in dieser schicksalsvollen Entscheidung das Schwert und die Fahne Oesterreichs trugen, gesellte sich als schlimmste Vorbedeutung für den Feldzug der Streit über den Plan, den man verfolgen sollte. Drei Heere waren aufgestellt: eins unter dem Erzherzog Ferdinand in Galizien, um nach Warschau vorzudringen und den Russen die Stirn zu bieten, die dem Wortlaut des Tilsiter Vertrags und den Verabredungen in Erfurt nach Verbündete der Franzosen waren, aber nicht die geringste Neigung zeigten, thatkräftig in die Dinge einzugreifen; ein zweites, das Heer von Innerösterreich, unter dem Bauernfreund Erzherzog Johann, gegen Italien gerichtet und bereit, dem Aufstande der Tiroler seine Hülfe zu leihen; das dritte endlich, die große Armee, unter dem Erzherzog Karl in Böhmen. Auf ihr beruhte der Sieg, die Hoffnung Deutschlands.

Noch unverjährt war der Anspruch Oesterreichs an

die deutsche Kaiserkrone. Vorwärts nach Westen und Norden ziehend, mußte sein Heer überall auf die noch zuckenden Glieder des ehemals so gewaltigen Reiches treffen.

Wer in die Zukunft hätte schauen können! Dies sollte der letzte Augenblick sein, wo noch einmal das Geschick dem Enkel Rudolph's von Habsbnrg die heilige Krone und eine glorreiche Auferstehung deutscher Weltmacht zeigte.

Ueber den Vormarsch dieser Armee nun gingen die Ansichten im Generalstabe des Erzherzogs weit auseinander.

Die Einen wollten, unbekümmert um die Donaulinie, nach Bayreuth aufbrechen, den Marschall Davoust in Franken überrumpeln und in Sturmschritten den Main entlang ziehen. Wie im Süden Tirol, würde sich dann im Norden Hessen und Hannover erheben, die Preußen würden durch den eiligen Abzug der Franzosen Luft gewinnen, ihre Armee in Schlachtordnung zu stellen. In Oesterreich selbst würden die Landwehren in Ruhe zusammengebracht werden können, die ungarische Insurrection würde sich sammeln.

Vorsichtiger, zaghafter erwogen die Andern die Gefahren dieses kühnen Plans. Mit einem Napoleon führe man Krieg; einem Manne gegenüber, der in Er-

findung strategischer Züge unerschöpflich, in ihrer Ausführung durch Schnelligkeit und Kraft unvergleichlich sei, wolle man ein solches Wagniß unternehmen, sich von seinem Hinterlande entfernen, den Donaustrom aufgeben und dem durch den Schwarzwald und über Ulm vorrückenden Feinde den Weg zum Herzen der Monarchie freilassen! In jedem Feldzuge Oesterreichs gegen Frankreich müsse es die erste Aufgabe sein, die Donau zu halten.

Mit einer Erbitterung, die sich in Für- und Widerrede täglich steigerte, wurden die entgegengesetzten Meinungen verfochten. Darüber verfloß ungenutzt die Zeit, die nicht wieder einzubringen war; arge Feindschaften brachen unter den Führern aus. Der Generalquartiermeister des Heeres, General Mayer, wurde nach einer Festung als Platzcommandant versetzt, da ein einträchtiges Handeln zwischen ihm und Philipp Grünne unmöglich geworden war.

Diesseits Zerfahrenheit, Unentschlossenheit, Wankelmuth, viele Köpfe voll Widerspruch und Eifersucht auf einander; drüben ein eiserner Wille, eine unermüdliche Kraft, von der Einheit des Befehls getragen, eine allgemeine Siegeszuversicht.

Ja, wenn man Schlachten mit Proclamationen, ohne eine höhere Leitung des kriegerischen Verstan-

des, mit der Begeisterung der Soldaten gewinnen könnte!

„Auf Euch", rief der Erzherzog seinem Heere zu, „auf Euch, meine theuren Waffengefährten, ruhen die Augen der Welt und Aller, die noch Sinn für Nationalehre und Nationaleigenthum haben; Ihr sollt die Schmach nicht theilen, Werkzeuge der Unterjochung zu werden; Ihr sollt nicht unter entfernten Himmelsstrichen die endlosen Kriege eines zerstörenden Ehrgeizes führen; Ihr werdet nie für fremdes Interesse und fremde Habsucht bluten; Euch wird der Fluch nicht treffen, schuldlose Völker zu vernichten, um auf den Leichen erschlagener Vaterlandsvertheidiger den Weg zum geraubten Throne einem Fremdling zu bahnen. Auf Euch wartet ein schöneres Loos, die Freiheit Europas hat sich unter Eure Fahnen geflüchtet, Eure Siege werden ihre Fesseln lösen und Eure deutschen Brüder, jetzt noch in feindlichen Reihen, harren auf ihre Erlösung."

Wohl war es die schönste und stolzeste Armee, die Oesterreich noch unter seinem Banner gesehen, muthserfüllt und entschlossen, bis zum Aeußersten ihre Pflicht zu thun, aber der Mann fehlte, der dies Schwert schwingen konnte.

Die „deutschen Brüder", auf deren Erhebung man hoffte, hätte nur ein rascher Vorstoß, ein großer

Sieg herübergeführt. Daß die bairischen Soldaten mit fliegenden Fahnen übergehen würden, war ein Wahn. In Franken und Hessen dagegen blickten Bürger und Bauern sehnsüchtig nach Böhmen, denn in diesen Landschaften war die Napoleonische Herrschaft verhaßt, hier wären die Oesterreicher als Befreier begrüßt worden. Aber sie kamen nicht. Starr und düster sah man statt ihrer die Franzosen unter Davoust und Oudinot in Gewaltmärschen nach Regensburg und nach der Donau eilen. Zu ihnen stießen die Truppen der Rheinbundsfürsten. Es war wieder wie zu der Römer Zeit, wo deutsche Fürsten im Solde des Augustus gegen den Befreier des Vaterlandes auf offenem Gefilde kämpften und in nächtlicher Verschwörung ihn ermordeten.

Im österreichischen Hauptquartier hatte man sich endlich entschlossen, Unvereinbares zu vereinen. Während zwei Corps des Heeres in Böhmen blieben, um bei günstiger Gelegenheit nach Norden oder Westen vorzubrechen, ward die Hauptmacht zur Donau geführt. Am neunten April begann sie den Krieg. Zwischen Schärding, Mühlheim und Braunau überschritten die Oesterreicher den Inn und rückten in Baiern ein. Das Schicksal des Baiernkönigs Max Joseph war an das Napoleon's gebunden. War er doch König von des

Imperators Gnade. Ihn von diesem Bündnisse selbst durch eine theilweise Besetzung seines Landes abzuziehen, lag außerhalb jeder Möglichkeit. Mit dem echten Hasse feindlicher Brüder, der Söhne einer Mutter, die sich zerfleischen, haßten sich Baiern und Oesterreicher seit einem Jahrhundert. Wohl aber hätten durch schnelle Bewegungen und geschickte Führung die einzelnen zerstreuten französischen Corps aufgerieben werden können. Die Langsamkeit der Oesterreicher raubte ihnen auch diese Aussicht. Waren die ersten Versuche der Franzosen, an den Feind zu kommen, unsicher und tastend gewesen, mit der Stunde, wo Napoleon am siebzehnten April in Donauwörth eintraf, änderte sich Alles. Der Kriegsgott selbst schien auf den Schauplatz getreten zu sein. Von dem Drei-Kaiser-Kriege im Herbste des Jahres 1805 her kannte er diesen Fluß, diese Thäler, den nächsten Weg nach Wien. Im Sturm riß er Alles mit sich fort.

Würtemberger und Baiern jauchzten ihm nicht wilder und todesmuthiger ihr: „Es lebe der Kaiser!" zu als seine alten Soldaten aus Frankreichs Gauen. Er ritt dahin wie ein unbesiegbarer, unverwundbarer Held. Den letzten Soldaten wie den ersten Marschall entflammte seine Gegenwart. In ihm war etwas von der Kraft, dem Schwung seiner Jugend, etwas Himmel-

stürmendes. In wenigen Tagen, in den Gefechten bei Tann und Abensberg, bei Eckmühl und Regensburg warf er den Erzherzog nach Böhmen zurück.

An Tapferkeit und Opferfreudigkeit hatten die österreichischen Soldaten mit den Kriegern Napoleon's gewetteifert. Aber kein Genius war unter ihnen, ihre Massen zu lenken. Sie hatten keinen Marschall Lannes, der zuerst die Leiter an die Mauern Regensburgs legte und ihnen zurief: „Vorwärts, ich will Euch zeigen, daß ich nicht aufgehört habe, Soldat zu sein.“ Allen voran war der Kaiser, oft in der Nähe des heftigsten Handgemenges, als ob er sich darin gefallen, dem Gegner zu trotzen und mit dem Tode zu spielen. In dem Kampf um Regensburg traf eine matte Flintenkugel seinen Knöchel. Kaum verbunden, schwang er sich aufs Pferd und jagte die Front seiner Armee entlang.

Während der Erzherzog jenseits des Böhmerwaldes sein geschlagenes Heer wieder sammelte, ordnete und Wien zu erreichen suchte, lag der nähere Weg die Donau entlang nach der Hauptstadt offen vor dem Sieger.

Nur ein schwaches Armeecorps der Oesterreicher, das sechste, zog sich unter dem General Hiller vor ihm auf derselben Straße zurück.

Beinahe hielt der Kaiser nach diesen ruhmreichen fünf Tagen, nach diesen Silberblicken seiner Kriegskunst, den Feldzug für beendigt. Im Rausch seines Glückes vergaß er seiner eigenen Würde und erging sich in seinen Heerberichten in widrigen und gemeinen Späßen. Die Oesterreicher verglich er bald mit einem Tiger, der eine Freundschaftsmaske vorgenommen, bald mit dem Esel, dessen lange Ohren aus der gestohlenen Löwenhaut hervorgucken. Mit dem Stolz und Trotz des Fürsten der Unterwelt verband er den grotesken Witz und den satanischen Hohn der Hölle. In jener alten Stadt Regensburg, die so lange der Sitz des deutschen Reichstags und somit der ganzen Herrlichkeit und des ganzen Jammers des deutschen Volkes gewesen war, zog er durch ein Decret die Güter der im österreichischen Civil- und Militärdienst befindlichen ehemaligen reichsfreien Fürsten und Grafen ein. Er wollte diese unbeugsamen Edelleute, die Hohenzollern und Schwarzenberg, die Liechtenstein und Fürstenberg, die Stadion und Metternich, bis ins Herz treffen.

Nach kurzer Rast brachen darauf die Franzosen in breiter Linie nach Wien an dem rechten Donauufer auf. Ihre vordersten Schaaren befehligte Massena. Bei Ebelsberg, wo eine Brücke über die Traun führt, stieß er mit dem zurückweichenden Hiller zusammen.

In dem Marktflecken, um das hochgelegene, zinnengekrönte Schloß, auf der langen schmalen Brücke kam es zu einem furchtbaren Gefecht. Es war am dritten Mai. Hier empfingen der blonde Egbert und der lustige Hugo in den Reihen der Wiener Freiwilligen die Feuertaufe dieses Kriegs.

Im blutigen Ringen Mann gegen Mann waren die Franzosen in die Stadt eingedrungen. Schon ist die Brücke von ihnen besetzt; trotz des furchtbaren Feuers, das sie erhalten, stürmen sie vor; immer neue Schaaren sendet ihnen der Schlachtentummler Massena nach. Die Oesterreicher sind in Gefahr, auseinandergerissen, umzingelt, vernichtet zu werden. Da eilen ehernen Schrittes festgeschlossen die Bataillone der Wiener Freiwilligen und ein Bataillon vom Regiment Lindenau herbei. Diese jungen, nur halb eingeübten Soldaten übertreffen in Schwung und Drang die ergrauten Krieger. Ihre Führer, der Oberstlieutenant Küffel und die Majore Graf Salis und Paumgarten, wissen den günstigen Moment zu erspähen; wie eine unwiderstehliche Windsbraut kommen sie daher, überrennen die Franzosen, stürzen sie von der Höhe hinab, jagen sie aus dem Flecken, über die Brücke; darüber hin sausen die Kugeln der Batterie, welche die Oesterreicher auf dem Schloßberge aufgestellt haben. Am

Abend mußten die Oesterreicher vor der Ueberzahl der Feinde langsam weichen. Aber sie hatten dem Gegner drei Adler und viele Gefangene abgenommen.

Den einen hatte Egbert's Compagnie erbeutet. Der junge Oberlieutenant, der längst das Vertrauen und die Liebe seiner Leute genoß — sind es doch zum größern Theil Freiwillige aus dem Bezirk der Landstraße, von Hietzing, Penzing, Hütteldorf her, die ihm alle von Ansehen und Namen bekannt sind, wie er ihnen — wurde für seine Unerschrockenheit zum Hauptmann ernannt.

Als solcher steht er heute auf dem äußersten Vorposten am Donaustrom, in Jedlersdorf am Spitz, Nußdorf am rechten Ufer gegenüber, von welchem Punkte aus Napoleon, nach seinem Einzuge in Wien, einen vergeblichen, blutig zurückgewiesenen Versuch gemacht hatte, auf das Marchfeld überzusetzen. Denn hier, in dieser schicksalsgeweihten Ebene, wo einst Ottokar's Glück vor Kaiser Rudolph's heiliger Macht wie Glas zersplitterte, wo endgültig bis in die fernste Zukunft entschieden ward, daß nicht die Slaven, sondern die Deutschen in dieser Ostmark die Herren sein sollen, hatten sich indessen die Schaaren des Erzherzogs Karl wieder mit dem Corps Hiller vereinigt. Am Bisamberge stand die deutsche Heeresmacht.

Welche Wochen seit seiner Heimkehr aus Paris in den ersten Märztagen waren das für den blonden Egbert gewesen! Wochen der leidenschaftlichsten Aufregung, aber auch des vollsten, freudigsten Lebens!

Ja, mochte er jetzt zuweilen ausrufen, der allein ist ein ganzer Mann, der die Waffe führt, sein Liebstes zu vertheidigen.

Den Grafen Wolfsegg fand er zum Aufbruch gerüstet; er wollte nach Böhmen in das Hauptquartier des Erzherzogs Karl. Er schien nur noch ihn erwartet zu haben, denn Stadion lag Alles daran, in der Nähe des Feldherrn einen angesehenen Mann von bedeutender Persönlichkeit zu haben, der den unversöhnlichen Krieg mit Napoleon vertrat. In diesem Sturm des Abschieds verklang beinahe unvernommen die schmerzliche Mittheilung, die Egbert ihm über Antoinette machen mußte. Oder stellte sich der Graf nur so unerschütterlich?

„Wir müssen den Becher bis zur Hefe leeren", sagte er.

Ueber den Entschluß Egbert's, in die Wiener Freiwilligenschaar einzutreten, wurde kaum gesprochen; Wolfsegg hatte von seinem jungen Freunde nichts Anderes erwartet. Der Hallenser Student und Zukunftsschauspieler trug schon die Uniform und hatte

mit der angeborenen brandenburgischen Geschicklichkeit für das Soldatenthum die Staffel eines Unterlieutenants in der militärischen Hierarchie erklommen.

Mehr Egbert's gutes gewinnendes Aussehen, sein Reichthum, die Besonnenheit seines Auftretens als sein Verdienst verschafften ihm eine höhere Stellung. Durch seinen Eifer bei den Uebungen erwarb er sich das Vertrauen der Obern, durch die Freundlichkeit und ruhige Würde, mit der er sie behandelte, die Neigung seiner Untergebenen.

Unter der freudigsten Theilnahme der Stadt hatte die Fahnenweihe der Landwehren am elften März stattgefunden.

„Keiner von Euch", redeten die Führer zu ihnen, „will fremden Hohn und fremde Fesseln tragen. Dieser feste patriotische Entschluß erzeugt Helden und verbürgt den Sieg."

Solch ein Fest hatte Wien noch nicht gesehen. Wie ein Meteorglanz schimmerte es von Vaterlandsliebe, Kampfbegeisterung und Hingebung über der alten kaiserlichen Stadt. In einem freudigen erwartungsvollen Schauer lebte die Bevölkerung, alle in einem Gedanken, wie von einem einzigen Herzschlag beseelt. Beim Frühlingsanbruch des Jahres 1809 schlug das Herz Oesterreichs, das Herz Deutschlands in Wien.

Hierher waren die Blicke aller Vaterlandsfreunde, aller hochgestimmten Geister gerichtet. Vergessen war der Haß und die Zwietracht, die so lange Oesterreich und Preußen getrennt hatten und, wie man es sich jetzt auf dem Markt als Volkswahrheit zurief, die alleinige Ursache der französischen Triumphe gewesen waren.

Auf der Höhe des Stephansthurms sollte ein Feuer entzündet werden, dessen Widerschein bis zu den Alpen, bis zu dem Strand der Ostsee lohte, des alten unzerstörbaren Reichs neue Morgenröthe.

Wenn solche Zeichen am Himmel glühen und das Wetter majestätisch in den Nachtwolken leuchtet, wer denkt da der kleinen Kerze, die ihm der Sturm ausgeblasen!

So kam auch Egbert unter den mächtig auf ihn eindringenden Begebenheiten nicht dazu, dem Schmerz über den Verlust Antoinettens nachzuhängen. War ihm doch kaum eine Spanne Zeit gegönnt, sich auf die Gegenwart zu besinnen und das Nächste zu ordnen. Wie lernte er da den Werth, die Sicherheit und Verständigkeit Magdalenens von neuem schätzen und verehren! In der Noth und dem Drange dieser Tage offenbarte sich die ganze Tugend des herrlichen Mädchens.

Wortlos lag sie in den Armen des Jugendfreundes, als er ihr seinen Vorsatz ankündigte, in das Heer

zu treten, aber ihre Augen sprachen ihre Billigung, ihr Gefaßtsein aus. In keuscher Zurückhaltung verschloß sie ihr Gefühl. Nur aus der Hingabe, mit der sie für ihn wirkte und schaffte, konnte er erkennen, welche Empfindungen sie beseelten. Nicht beklagenswerth ist das Loos der Frauen, wenn die Männer in den Kampf ziehen. Dann erscheint das Himmlische ihrer Natur in ungetrübter Reinheit. Die Aufgabe, die ihnen zufällt, Wunden zu heilen und des Kriegs unvermeidliche Uebel zu lindern, umgibt ihr Haupt mit einem lichten Schimmer. Was in dem Gefühl des Mitleids Häßliches und Selbstsüchtiges verborgen steckt, sie haben es abgestreift; an den Lagerstätten der Verwundeten, Gaben vertheilend, gleichen sie den Engeln der Barmherzigkeit, die nicht wissen, wie schön die Thaten sind, die sie üben.

Magdalene war unermüdlich in diesen Sorgen und Geschäften.

Ohne eine Rücksprache mit dem Grafen würde es Egbert schon unter friedlichern Umständen nicht gewagt haben, ihr das Geheimniß ihrer Geburt zu enthüllen, so groß auch die Gefahr sein mochte, daß unberufene Hände den Schleier aufheben könnten. Jetzt, in der allgemeinen tiefgehenden Aufregung, durfte er noch weniger daran denken, Magdalenens Gemüth mit

neuer Unruhe zu ängstigen. Er wollte hierin dem Glück vertrauen und schob die Auseinandersetzung über die Vergangenheit wie über die Gestaltung ihrer beiderseitigen Zukunft auf die Tage des Friedens hinaus.

Und doch, wie sehnsüchtig blickte er jetzt über den breiten Strom nach der Stadt hinüber, in der ein guter Theil seines Herzens zurückgeblieben war. Vor wenigen Wochen noch so stolz und freudigen Muthes, lag sie nun gedemüthigt zu den Füßen des Siegers. Zwar für die Freundin hatte Egbert nichts zu fürchten; sie hatte mit ihrer Mutter vor der Besetzung der Stadt durch die Franzosen in seinem Hause in Hietzing bei dem redlichen und entschlossenen Verwalter eine Zuflucht gefunden. Hier, unmittelbar unter den Augen des Kaisers, war keine rohe Gewaltthat von den Siegern zu besorgen. Wieviel Napoleon auch seinen Soldaten durch die Finger sah, in seiner nähern Umgebung liebte er es, den Schein spartanischer Zucht zu verbreiten. Aber wie Egbert so einsam über das Feld dahinging, dem schilf- und binsenumbüschten Arm des Flusses zu, der dicht an Jedlersdorf vorüberströmt, von der Hauptwassermasse der Donau durch eine langgestreckte Insel getrennt, über die zum Schutz gegen die Flut der Hubertusdamm gezogen ist, überfiel ihn eine tiefe Schwermuth. Wozu hatte die Erhebung

eines tapfern und hochherzigen Volkes gedient? Wozu der Tod der Tausende, welche auf der Traunbrücke und auf den Hügeln von Ebelsberg gefallen?

Alle Schrecken des Kriegs waren entfesselt. Soweit er es verstand, hatte jeder Mann seine Pflicht gethan und ohne Schwanken das Leben in die Schanze geschlagen. Und all diese Opfer, all diese Begeisterung hatten den Gang des Imperators nicht eine Stunde aufhalten können. Napoleon hatte das Wort gelöst, das er ihm in den Tuilerien gegeben. Noch ehe die drei Monate vollendet waren von jenem zweiundzwanzigsten Februar her, hielt er Hof in Schönbrunn. War es in den Sternen geschrieben, daß selbst die heldenmüthigsten Thaten ihm gegenüber ohne Erfolg sein sollten? daß sie mit dem Staube, den sein Roß aufwühlte, in Vergessenheit verwehten? Waltete in ihm etwas Uebermenschliches, das anzutasten ein Frevel war?

Wenn die Gerechtigkeit der Sache, die Heiligkeit der Güter, die wir vertheidigen, die Mannheit und Standhaftigkeit im Kampfe einen Anspruch auf den Sieg verleihen, wie konnte er den Oesterreichern fehlen? Welch ein Räthsel ist die Ordnung und Entwicklung der Welt, wenn sie nicht, wie Benjamin Bourdon meinte, nur die Posse eines boshaften Dämons ist!

Ueber das Feld hin, aus den nahe gelegenen Dörfern, von den Kirchthürmen von Stammersdorf und Süßenbrunn, klangen die Töne der Abendglocken. Die sechste Stunde war vorüber.

Da, wo zwei Baumstämme über den schmalen Flußarm eine unsichere, aber dafür auch in jedem Augenblicke zu beseitigende Brücke nach der Insel hinüberbildeten, hemmte er seinen Gang. Das Gewehr im Arm stand lässig der Posten. Hochgeschwollen von Frühlingsgewässern rauschte die Donau.

Ein friedliches Bild, und dennoch hauchte es in der Luft wie der Athem einer Schlacht.

Solange die österreichische Macht noch ungebrochen auf dem Marchfelde lagerte, konnte sich Napoleon nicht des sichern Besitzes der Hauptstadt rühmen, waren seine Gegner nicht gewillt, ihn um Frieden zu bitten. Wieder mußten die Walküren die Kampflooſe werfen.

In seinem Siegesübermuth beschloß der Kaiser über den Strom zu setzen und den Feind aus seinen Stellungen zu vertreiben. Auf dieser weiten Ebene hoffte er seine stattliche Reiterei mit unwiderstehlicher Gewalt zu verwenden.

Unterhalb Wiens, da, wo das Wiener Wasser am kleinen Prater vorüber in die Donau tritt, liegt die große, anderthalb Stunden lange und etwa dreiviertel

Stunden breite Insel Lobau. Auf sie richtete Napoleon als einen Uebergangspunkt sein Augenmerk. Vom rechten Ufer, das sein war, dahin zu gelangen, war nicht leicht; der Strom ist breit und tief; dafür war der Flußarm, der sie vom linken Ufer trennte, schmal und ohne Mühe zu überbrücken. Den größten Vortheil aber fand der Kaiser darin, daß die Größe der Insel die Entfaltung zahlreicher Schaaren, ja die Bildung eines verschanzten Lagers gestattete und daß der Wald und das Dickicht, die sie bedeckten, dem Feinde seine Vorkehrungen und Rüstungen zum Theil verbargen.

Seit einigen Tagen ward darum unermüdlich mit jener fieberhaften Thätigkeit, die er in jeder entscheidenden Stunde den Seinen einzuflößen wußte, an der Herstellung einer Brücke von Kaiser-Ebersdorf aus über die kleine Insel, den Schneidergrund, nach der Lobau zu gearbeitet. Siebzig Kähne der größten und stärksten Art, wie sie auf der Donau von Linz bis Presburg gebräuchlich sind, wurden dazu verwendet. Bald aber stellte sich eine bedenkliche Schwierigkeit heraus, der nicht abzuhelfen war: es fehlte an Ankern, die Schiffe festzuhalten. Um der Ungeduld des Kaisers zu gehorchen, der vorwärts trieb, begnügte man sich damit, alte schwere Kanonen, die man im Wiener Arsenal gefunden, und Kästen mit Kugeln anstatt der

Anker zu benutzen, Aushülfemittel, die gegen einen mächtigern und reißendern Andrang des Stroms nicht genügen konnten.

Schwärme von Tirailleurs und Voltigeurs, die in Barken übergesetzt worden waren, hatten inzwischen den südlichen Theil der Lobau durchstreift, die schwachen Vorposten der Oesterreicher zurückgeworfen und zeigten sich an der Nordspitze im Walddickicht. Gerade sich gegenüber auf dem linken Ufer sahen sie die Dörfer Aspern und Esling in geringer Entfernung vom Strom liegen.

Diese Bewegungen und Versuche des Feindes hatten den Oesterreichern nicht ganz verborgen bleiben können. Es war klar, daß die Lobau den Stützpunkt der Franzosen für ihren Uebergang auf das Marchfeld abgeben sollte.

Selbst die geringe kriegerische Erfahrung, die Egbert sich bisher in seinem Dienst erworben, ließ ihn das ungeheure Wagniß dieses Unternehmens erkennen. Ein Gewaltstoß der Oesterreicher mußte die Franzosen in den Fluß werfen. Wer wie er, als Wiener Stadtkind, die Tücken und Launen der Donau erprobt, traute den leicht geschlagenen Brücken keine sonderliche Festigkeit zu. Was geschah, wenn sie zerrissen?

Heute, hieß es, hätte der Erzherzog mit den Rei-

tern Johann Liechtenstein's eine Recognoscirung nach der Seite der Lobau hin unternommen. Morgen vielleicht schon donnerten die Kanonen. Egbert's Seele war schlachtbereit.

Plötzlich fährt die schläfrige Schildwache zusammen und greift nach dem Hahn des Gewehrs.

Auch Egbert stutzt.

Ein Schuß ist gefallen, in der Ferne. Nun rasch hintereinander ein zweiter, dritter. Von jenseits des Wassers kommt der Schall.

Vergeuden die französischen Posten, die bei Nußdorf und im Kahlenberger Dörfel stehen, dem Sonnenuntergang zu Liebe ihr Pulver? Da wird's auch auf dem Damm vor Jedlersdorf lebendig. Lieutenant Spring, der dort die Wache hat, hißt eine schwarzgelbe Fahne auf. Im Lauf ist Egbert über die Baumstämme dahin. In der nächsten Minute steht er neben dem Freunde auf dem steinernen Damm.

„Herr Hauptmann, ein Kahn, der herüber will!"

In der Mitte der Donau, von den Wellen wild geschaukelt, schwankt ein Nachen. Zwischen Nußdorf und dem Kahlenberger Dörfel aus einer tiefversteckten Bucht ist er herausgefahren. Zu spät haben ihn die Franzosen bemerkt. Ihre Kugeln erreichen ihn nicht mehr. Die einzige Gefahr, welche die Insassen bedroht,

ist die Hochflut des Stroms. Aber rüstig rudern sie: ein Mann und ein Mädchen. Von dem Damm herab eilen Hugo und Egbert ihnen entgegen. Breter und Seile schaffen die Soldaten herbei, um eine Landung zu erleichtern. Es handelt sich um eine wichtige Nachricht. Um ein Geringes würde der Fährmann nicht sein Leben eingesetzt haben.

„Holla“, ruft Hugo, der ins Wasser gewatet ist, „holla, Egbert“ — die militärische Rangordnung ist vergessen — „ich will kein verdorbenes Genie sein, oder das ist die braune Christel. Wie das Wettermädel arbeitet! Da schlägt die Welle in den Kahn. Aber sie kommen näher. Hierher!“

Dies Geschrei, die befreundeten Männer, ihre Winke verdoppeln die Kräfte der Rudernden.

Der Nachen fährt unter die Binsen am sumpfigen Ufer. Mit einem Satz — sie hat immer noch etwas von einer Wildkatze — springt die braune Christel, glühroth im Gesicht, mit nackten Armen — die Aermel und das weiße Hemd hat sie aufgekrempelt — von der Spitze des Kahns an den Strand. Ein zusammengefaltetes Papier hält sie hoch in der Hand.

Einen lauten Freudenruf stößt sie aus, als sie die wohlbekannten Gesichter erblickt. Sie stürzt auf Egbert zu und küßt ihm die Hand.

„Was ist geschehen? Was bringst Du? Doch kein Unglück aus Hietzing?" will er fragen.

Aber sie kommt ihm zuvor.

„Es ist Alles gut im Hause", sagt sie. „Das Fräulein ist wohlauf. Und der Herr Armhart hat sich auch wieder eingefunden."

„Was man ihm nach einer so langen Abwesenheit nicht verargen kann", lacht Hugo. „Viel Einquartierung?"

„Einen alten Obersten, der uns nichts thut", entgegnet sie. „Doch das Fräulein schickt mich nicht, mich schickt mein Herr."

„Wer?"

„Sie meint den Puchheimer", unterbricht ihn Egbert. „Von dem ist der Brief? Zeig' her!"

„Ich sollte ihn den Kaiserlichen bringen. Es muß Grausliches drin stehen. Denn der Herr trieb die Pferde so heftig an, daß sie vor Nußdorf zusammenstürzten."

„Wo kommst Du denn her? Und wie zu dem Freiherrn?"

„Von Ebersdorf in seinem Wagen. Er hat mich selbst gefahren."

„Dich selbst? Und der Brief? An den durchlauchtigen Erzherzog! Angetreten, Lieutenant Spring! Nach Jedlersdorf! Die Brücke abbrechen!"

„Habt Ihr hier auch eine Brücke? Die der Franzosen dort unten ist mitten durchgerissen. Es schlug gerade drei Uhr vom Schloßthurm zu Ebersdorf.“

„Die französische Brücke nach der Lobau zerrissen!“ ruft Egbert mit blitzenden Augen. „Hugo, morgen haben wir die Schlacht!“

„Schlimmer als bei Ebelsberg kann's nicht werden“, entgegnet der Brandenburger, seinen Degen fester schnallend. „Ich würde lieber auf einem andern Theater sterben, um nachher herausgerufen zu werden, indeß ich bin für das Stück nicht verantwortlich, weder für mein Leben, noch für meinen Tod verantwortlich. Gewehr auf Schulter, Leute, vorwärts marsch!“

Auf dem Wege nach dem Standquartier erzählt Christel ihre abenteuerliche Fahrt.

Frau Armhart hat ihr in der Frühe gestattet, nach der Stadt zu gehen, um sich nach dem alten Joseph umzusehen, der als Hüter im Hause bei den Salesianerinnen geblieben. Vor einer Fuhrmannsschenke vor der Mariahilfer Linie steht ein Mann im blauen Kittel mit einer langen Peitsche, den staubigen Filzhut tief in die Stirn gedrückt. Sie guckt ihn an, er sie — schon will sie aufschreien, als er ihr seine breite Hand auf den Mund legt. Es ist der Freiherr von Puchheim.

„Willst mit?“

„Warum nicht?“

Da führt der Knecht einen Wagen vor, der ganz mit Holzbohlen beladen ist.

„Für die französische Brücke“, schmunzelt Puchheim. „Steig’ auf.“

Sie nicht faul, klettert hinauf, der Herr ihr nach. Und fort geht’s, bald langsamer, bald schneller, südwärts um die Stadt herum, nach Kaiser-Ebersdorf. Da wird das Gedränge groß. In dichten Reihen stehen die Wagen, vom Dorf bis zur Donau, alle mit Bohlen und Pfählen beladen. Vorn am Ufer arbeiten die Sappeurs. Mit rauschender Musik ziehen immer neue Regimenter aus der Stadt einher, zu Fuß, zu Pferde. Zuletzt unabsehbare Züge von Kanonen. Endlich rückt Puchheim’s Wagen bis zum Ufer vor. Halb vollendet steht die Brücke. Viele Soldaten sind schon jenseits, eben reitet eine Schwadron darüber. Es gibt einige Unordnung. Die Reiter müssen absteigen und die Pferde am Zügel führen. Hier und dort müssen mehr Bohlen gelegt, die Pfähle fester gerammt werden. Da plötzlich steigt das Wasser sichtbarlich. Hohl gehen die Wellen. Zwei, drei Schiffe lösen sich von den Gewichten, die sie festhalten sollen; der Zug stockt, die Brücke ist gesprengt. Wild brausend schießt das Wasser durch die Lücke.

Bei diesem Anblick, in der Verwirrung, dem Tumult, der unter den Franzosen, den Arbeitern und Fuhrleuten ausbricht, indem die einen rückwärts drängen, die andern vorwärts wollen und ein unentwirrbarer Knäuel sich zusammenballt, lacht Puchheim auf, ergreift Christel's Hand und eilt mit ihr nach der Stadt zu. Er muß überall bekannt sein; im Handumdrehen bringt er den Wirth in Neudörfel dazu, ihm einen kleinen Jagdwagen zu überlassen. Während die Pferde angeschirrt werden, schreibt er in der Kammer den Brief, steigt mit der Christel auf und jagt durch die Stadt nach Nußdorf. Dort stürzt ihm das eine Pferd. Er kümmert sich gar nicht darum, läßt den Wagen stehen und läuft nach dem Ufer. Auch hier weiß er gut Bescheid; er findet einen Schiffer, der im Schilfdickicht seine kleine Barke vor den Franzosen gerettet hat. Aber der Mann will sich nicht gleich zu der gefährlichen Stromfahrt entschließen. Die Versprechungen, das blanke Geld Puchheim's stimmen ihn zuletzt um. Da naht eine französische Patrouille.

„Vorwärts", sagt der Freiherr zu Christel, „Du gehst mit dem Brief hinüber; ich lasse mich von den Franzosen festnehmen und halte sie so lange auf, bis Ihr draußen auf dem Wasser seid."

Gesagt, gethan; wie sie hinübergekommen, hat

Egbert selbst mit angeschaut. In Jedlersdorf finden sie schon die Compagnie zu ihrer Ablösung vor; die Hauptmasse des Hiller'schen Corps zieht sich zwischen Strebersdorf und Stammersdorf zusammen.

Dort vermuthete man für die nächsten Stunden auch den Erzherzog, der die Heeresstellung entlang ritt und die einzelnen Haufen besichtigte. Um dem Feldherrn schneller die wichtige Meldung zu bringen, nahm Egbert ein Pferd und flog den Seinen voran.

Die braune Christel blieb ermüdet und erschöpft, wie sie war, zurück. Sie setzte sich auf einen Stein am Wege und stillte an einem Stück Schwarzbrod ihren Hunger. Seit Wochen war sie an den Anblick der Soldaten gewöhnt, sie fürchtete sich nicht vor ihnen. Die Aussicht, wie früher so oft, im Walde unter freiem Himmel die Nacht zuzubringen, hatte für sie einen eigenen verlockenden Reiz. Nach dem sittigen und strengen Leben, das sie im Hause geführt, war dies wieder ein Tag der Freiheit, des Umherschweifens, des Verkehrs mit der Natur gewesen. Sie hätte nicht sagen können, woher die Lust entsprang, die sie darüber empfand, aber ein Gefühl des Wohlseins, des Vergnügens erfüllte sie. Gleichsam mit allen Sinnen athmete sie den Duft des Waldes und die erfrischende Kühle des Abends ein.

Die Luft war voll von Klängen: Abendglockengeläut vermischte sich mit fernem Trommelwirbel, mit Trompetengeschmetter, mit den Tönen der Hörner. Zuweilen, wenn sie scharf hinhorchte, ward das dumpfe Gebrause des Donaustroms ihrem Ohr vernehmlich. Fort und fort schien die Flut zu steigen. Von jener Seite kamen die Nebel und legten sich über das Feld. Dort, wo die dichtere Dunstwolke schwebte, die Ränder roth vom Sonnenuntergang angeglüht, lag Wien.

„Sie werden denken, ich sei bei dem alten Joseph geblieben, und sich nicht grämen", sagte Christel zu sich selbst und kicherte vor sich hin.

Langsam fing sie an, die Aermel ihrer Jacke wieder herunterzuziehen und das halbseidene Tüchlein fester um den Kopf zu binden. Sie war größer und stärker geworden. Die regelmäßigere Lebensweise, die bessere Nahrung hatten sie körperlich vortheilhaft entwickelt. Noch bedeutsamer war der Fortschritt ihres Geistes. Fördernd hatten die Lehre und das Beispiel Magdalenens auf sie gewirkt. Ihre Stirn war freier geworden, das Scheue ihres Wesens hatte sich gemildert. Dennoch war ihr ein fremdartiger Zug geblieben. Schon die bräunliche Farbe ihres Gesichts, ihre schwermüthigen, feucht glänzenden Augen, ihre wunderliche Art, die Dinge anzufassen, unterschieden sie von den

Andern. Sie sah die Welt mit seltsamen Augen an. Etwas von der ursprünglichen Zusammengehörigkeit des Menschen mit dem Allleben der Natur, ehe die Cultur eine Kluft zwischen beiden gerissen, machte sich in ihr noch geltend.

„Sie wird sich nie ganz dem dunklen Schooß der uralten Nacht entwinden", sagte Hugo im Stil der Naturphilosophie, wenn die gute Frau Armhart über die Unbegreiflichkeiten der Christel die Hände zusammenschlug, und zu Magdalenen, die dem Naturkinde ein tieferes Verständniß ahnungsvoll entgegenbrachte: „Im Mittelalter war das der Stoff, aus dem Heilige geschnitzt wurden."

Sonst that Christel getreulich ihre Pflicht, war flink zu jeder Arbeit, jedem Wink Magdalenens gehorsam und schien im Verlauf der Tage eine immer stärkere Anhänglichkeit an das Haus zu gewinnen.

Jetzt aber, auf dem Felsblock sitzend, in Einsamkeit — die letzten Reihen der abmarschirenden Soldaten waren in der Dämmerung hinter den Bäumen entschwunden — fühlte sie sie sich wieder von jedem Zusammenhang mit dem Leben und Wesen der Stadt losgelöst, auf eigene Füße gestellt, die freie Tochter des Waldes. Sie dachte des Mannes, der, obgleich sie nie von ihm sprach, ihr Sinnen und Empfinden beherrschte.

Noch hatte sie ihn nicht wiedergesehen, aber sie wußte es so sicher, wie sie in jeder sternhellen Nacht am Himmel die Gestirne wiederfand, die ihr vor Jahren der fromme Pfarrer in Moos gezeigt, daß er mit den Franzosen nach Wien zurückgekehrt sei, daß sie ihm begegnen würde. Einmal war es ihr gewesen, als wäre er im Gefolge des Kaisers, nicht wie sonst in schwarzer Kleidung, sondern in reichgestickter Uniform, aus dem Schloßhof von Schönbrunn gesprengt; ihr Herz hatte gezittert; schon aber hatte die Staubwolke Alles verschlungen. In der Hoffnung, ihn zu treffen und einen Blick von ihm zu erhaschen, war sie Puchheim's Aufforderung, mit ihm zu fahren, so willig gefolgt. Wieder war ihr das Glück nicht günstig gewesen, allein stärker als Ungemach und Enttäuschung war in ihr die Hoffnung.

Sie sprang vom Stein herunter, es fröstelte sie, und lief den Soldaten nach. Der Bisamberg war das Ziel ihres Wegs, das sie nicht verfehlen konnte.

Indessen hatte Egbert auf schnaubendem Pferde längst Stammersdorf erreicht. Hier, auf dem rechten Flügel des Heeres, hatte General Hiller sein Quartier. Vor dem Wirthshause des Dorfes stand der Erzherzog Karl im Kreise seiner Offiziere. Eine kleine schmächtige Gestalt in Generalsuniform mit hechtblauem Rock und

rothen Hosen, fiel der Erzherzog dennoch unter den vielen stattlichen und glänzenden Offizieren der Husaren, Ulanen, der ungarischen Grenadiere durch die Einfachheit und Schlichtheit seines Benehmens und die lange Gewohnheit des Befehlens auf.

„Nachrichten vom Feind!“ rief Egbert, vom Pferde gesprungen, um sich einen Durchgang zu bahnen.

General Hiller erkannte den tapfern Hauptmann der Wiener Freiwilligen aus dem Schlachtgetümmel an der Traunbrücke. Er stellte ihn dem Generalissimus vor.

Kurz und bestimmt machte Egbert seine Meldung und übergab den Brief Puchheim's.

Der Erzherzog überflog ihn; ein Strahl der Freude verklärte sein feingeschnittenes Gesicht.

„Es bleibt dabei, Ihr Herren“, sagte er zu den Umstehenden, „morgen werfen wir die Franzosen in die Donau. Ihre Brücke ist zerrissen. Vor Mitternacht, schreibt hier ein kundiger Mann, vermöchte sie selbst nothdürftig nicht wiederhergestellt zu werden. Er rechnet, daß bis morgen Mittag ihrer nicht mehr als dreißigtausend Mann in der Lobau sein können. Diesen Abend wollte der Kaiser selbst hinübersetzen. Vielleicht ist er schon auf diesem Ufer. Aber er hat sich verrechnet, dieses Ufer ist noch das unserige. So laßt es uns behaupten. Die Donau ist uns günstig, ihre Wellen

und die Schiffe, die wir den Strom hinunterschwimmen lassen, werden die Brücke zerstören und den Feind von seinen Verbindungen abschneiden. Darum drauf und dran! Für das Haus Oesterreich, fürs Vaterland! Solch ein Tag kehrt nicht wieder. Mit einem Schlage wollen wir die Scharten auswetzen, die wir erlitten haben. Ich dank' dem Herrn" — nun hatte er sich ganz zu Egbert umgewendet — „für die gute Nachricht. Ihr Name?"

„Egbert Heimwald, Hauptmann im dritten Bataillon der Wiener Landwehr."

„Der einen Adler bei Ebelsberg erbeutete", setzte General Hiller hinzu.

„Mit Gott gewinnen Sie den zweiten morgen", meinte der Erzherzog mit wohlwollendem Lächeln.

Die Diener hatten ihm sein Pferd vorgeführt, ein reichgeschirrtes weißes Pferd mit grauer Mähne. Es scharrte bei den Klängen der Regimentsmusik ungeduldig den Boden.

Das heiter ernste Antlitz des Feldherrn nahm plötzlich einen Ausdruck eherner Festigkeit an.

„Auf morgen denn", sagte er, als er sich in den Sattel geschwungen. „Dies ist unser Boden. Laßt uns darauf sterben, wenn wir nicht darauf siegen können."

Im Galopp sauste er von dannen, sein Gefolge ihm nach.

Einige seiner Offiziere waren zurückgeblieben, um den Abend mit ihren Kameraden aus dem Hiller'schen Corps zusammen zu verleben. Unter ihnen war der Graf Wolfsegg. Welch ein Wiedersehen war es doch zwischen ihm und Egbert! Nach solchen Kämpfen, Enttäuschungen, Gefahren!

Der Graf hatte den unglücklichen Feldzug des Erzherzogs in Baiern mitgemacht und war mit ihm nach Böhmen zurückgegangen. Egbert mußte ihm das Schicksal der Armharts erzählen; er war seit einem Monat ohne Nachrichten von Magdalenen. Dem kommenden Tag sah er beinahe ohne Hoffnung entgegen.

Hier wurde ihr Gespräch zunächst von den hinzutretenden Kameraden unterbrochen.

Liechtenstein's Reiterei war im Vorgehen zwischen den Dörfern Aspern und Esling auf französische Reiter, Chasseurs und Dragoner, unter dem General Lassalle getroffen. Es hatte ein Scharmützel gegeben. „Mehr Staub als Blut", scherzten die Offiziere.

Von einigen Gefangenen erfuhr man, daß die Divisionen Molitor und Boudet die beiden Dörfer besetzt hatten und anfingen, leichte Verschanzungen aufzuwerfen. In Aspern sollte die Division Molitor, in Esling die Boudet's übernachten. In dem Winkel zwischen beiden Dörfern, nach dem Strome zu, in

der Mühlau war das kaiserliche Zelt aufgerichtet worden.

Um diese Punkte mußte morgen die Schlacht toben. Ihre Eroberung war der Siegespreis des Tages.

Der Plan des Erzherzogs war unter diesen Verhältnissen einfach und selbst den untern Führern einleuchtend. Von Stammersdorf aus sollte Hiller mit seinem Corps anf dem äußersten rechten Flügel längs der Donau über Stadlau auf Aspern marschiren. An ihn lehnte sich weiter ostwärts die Schaar des Generallieutenants Bellegarde, die über Kagran und Hirschstetten sich ebenfalls auf dies Dorf, als den Stützpunkt und Brückenkopf der französischen Stellung, richtete. In der Mitte standen die Truppen Hohenzollern's gegen Breitenlee gewendet. In zwei Colonnen theilte sich das Corps Rosenberg's auf dem linken Flügel; die eine hielt auf Esling, die andere auf Enzersdorf. Sie kamen von Deutsch-Wagram her, mit ihnen waren Liechtenstein'sche Reiter. In einer größern Entfernung, am Obstabhang des Bisamberges bei Seyring, bildeten die Grenadiere den Rückhalt. So standen auf verhältnißmäßig engem Raum neunzigtausend Streiter zum Gewaltkampf geschaart. Während der Nacht und in der Frühe des nächsten Tages konnten alle nöthigen

Anordnungen getroffen und die Truppen zusammengezogen werden.

Dicht vor Stammersdorf im Bivouac lagerten die Wiener Landwehren und Freiwilligen.

Langsam entzündete sich unabsehbar Wachtfeuer an Wachtfeuer. Aus der Ferne klang das Geräusch der Kanonen und der Munitionskarren, das Gestampfe der Pferde, der dröhnende Schritt einherziehender Infanterieregimenter; die Armee setzte sich in Bewegung. In der Nähe des Dorfes aber hielt sich Alles ruhig, erst am Morgen sollte hier der Aufbruch geschehen. Der General Hiller mit den Seinen hatte den kürzesten Weg nach Aspern.

In der lauen sternhellen Frühlingsnacht entfaltete sich das bunteste Lagerleben. Im Ueberfluß waren Speise und Trank vorhanden. Trotz der erlittenen Niederlagen hatte die Stimmung der Soldaten noch ihre Freudigkeit und Gehobenheit bewahrt. Sie hatten das dunkle Bewußtsein, sich den Feinden ebenbürtig gezeigt zu haben. An keinem Orte hatten sie es an Tapferkeit fehlen lassen, es bedurfte nur eines Lächelns des Glückes und ihr Heldenmuth heftete den Sieg an ihre Fahnen.

Nur wenigen unter diesen Tausenden auf der meilenweiten Ebene glänzten in dem Gewimmel der

Gestirne am Himmel auch jene ewigen und erhabenen Ideen entgegen, für die sie ihr Leben opfern wollten: Freiheit und Vaterland. Außer dem Ruf der Commandoworte kannten die Czechen, die Ungarn, so manche Völkerschaften des vielsprachigen Reichs kaum deutsche Laute, sicherlich kein deutsches Lied. Sie hätten nicht sagen können, weswegen man sie hierher geführt, warum gerade sie Grund zum Hasse gegen die Franzosen und ihren Kaiser Napoleon haben sollten. Aber der angeborene kriegerische Trieb ersetzte ihnen die ideale Begeisterung. Der Rausch des Kampfes mußte das Uebrige thun. Und ein schwacher Schimmer des Ewigen glühte auch um sie. Fremdartiger als sonst berührte sie das Wesen ihrer deutschen Kameraden. Zum ersten Male sahen sie reicher Leute Kinder, die Söhne des deutschen Bürgerstandes, im Soldatenrock. Mäßiger als sonst gebrauchte der Profoß seinen Stock. Durch die norddeutschen Freiwilligen, durch den Eintritt vieler Jünglinge und Männer, die bisher von jedem Kriegsdienst befreit gewesen, in das Offiziercorps war ein Geist der Freiheit erfrischend und erneuernd in den alt und morsch gewordenen Organismus des österreichischen Soldatenthums gedrungen. Das Gefühl der Gemeinsamkeit, kriegerischer Zucht und Ehre, ein ritterlicher Sinn, wie sie einst die bunt zusammengewürfelten

Schaaren des Prinzen Eugen beseelt hatten, wachten wieder auf. Mochten die Schwärmer von der kommenden Schlacht die Befreiung Europas, die Auferstehung des deutschen Reichs erträumen, andere nur Rangerhöhungen und Auszeichnungen erwarten und die meisten in dumpfer, gebundener Empfindung einen schweren Tag und eine saure Arbeit ahnen, alle waren gewillt, das Banner Oesterreichs hochzuhalten. Es war ein Palladium, das man verehrt, ohne sich Rechenschaft von seinem Werth zu geben.

Nun lodert Feuer an Feuer auf dem Gefilde. Von den verschiedensten Klängen und Tönen widerhallt die Nacht. Da schläft einer im Mantel gehüllt ruhig unter den Bäumen, während die Kameraden um ihn ihre Lieder singen. Hier geht die Flasche im Kreise von Mund zu Mund. Den lauschenden Husaren spielt ein Zigeuner, an die Linde gelehnt, heimatliche Weisen vor. Gelassenen Muthes schmauchen Andere ihr Pfeifchen und stören sich nur selten durch halbe Fragen und halbe Antworten. Ein alter Soldat, ein bärbeißiger Corporal, der bei Hohenlinden und Austerlitz mitgefochten, ist nach einigen Gläsern weich geworden und schildert den Neulingen, denen er auf dem Exercirplatz immer in unbarmherziger Laune etwas am Zeuge zu flicken weiß, die hundert Todesarten, die morgen auf sie lauern.

Nach eigener Erfahrung hält er ein angenehmes Gruseln für die beste Vorbereitung zur Schlacht. Ernster nehmen es jene, die ihre Waffen untersuchen, die Schärfe ihrer Säbel, die Schlösser und Steine ihrer Gewehre prüfen. Um die Marketenderzelte und Karren ist das lustigste Gedränge. Wo eine von den Schenkinnen ein hübsches Lärvchen hat, will ihr der und jener noch einen Kuß rauben — du lieber Himmel, vielleicht den letzten. Das saust und braust, singt und trinkt. Um wenige Kreuzer spielen sie mit schmuzigen Karten auf einer Trommel.

In der Schenke zu Stammersdorf haben sich die Offiziere niedergelassen, die Herren vom Stabe, die Führer der deutschen Regimenter. Alle Fenster des Hauses, die Thüren sind offen. Viele Kerzen brennen; der Ungarwein füllt immer aufs neue die leeren Gläser.

Irgend woher hat man ein verstimmtes Klavier in die Gaststube geschafft, und wen nun die Lust oder die Begeisterung ergreift, der schlägt auf die Tasten. Eine wilde, tolle, dissonanzenreiche Musik! Aber wie in ihr etwas von der Stimmung der Geister ist, so wirkt sie auch wieder auf dieselbe zurück und erhöht sie.

Hier erwägen ernste Hauptleute die Aussichten des nächsten Tages, prüfen die eigene und die fremde Stärke; dort erklingen die Gläser auf den Sturz des Imperators, auf die Freiheit, Macht und Größe der Deutschen.

In feurigen Worten und Umarmungen gelobt man sich Waffenfreundschaft und Treue bis in den Tod. An jenem Fenster, oft den Blick zu dem gestirnten Himmel richtend, sitzt ein junger Mann, den Kopf in die Hand gestützt, vor sich ein Papier; er versucht es, seine Seele in wenige, kurze und doch vielsagende Worte zu drängen. Ihm liegt es wie ein Alp auf der Brust. Er wird die Schlacht nicht überleben. Schreibt er der Mutter oder der Geliebten?

Im Hofe stehen gesattelt die Pferde und wiehern und heben die Köpfe bei jedem Signal. Beständig gehen und kommen Botschaften. Abseits von dem Getümmel, auf einem einsamen Fußsteige, der eine Waldblöße entlang einen Hügel emporklimmt, wandern Egbert und der Graf im Zwiegespräche. Es will dem Jüngling nicht gelingen, den Trübsinn aus dem sonst so gefaßten Geiste Wolfsegg's zu verbannen.

„Was wir thun müssen, wir wissen es ja", sagt er. „Aber wir schlagen uns schon nicht mehr um die Befreiung der Welt, sondern nur noch um die Ehre. Stadion, ich und meine Freunde, wir wollten einen Volkskrieg und unsere Feldherrn führen einen Cabinetskrieg. Ein Kaiser bietet dem andern die Fehde. Wo das Volk aufsteht, wie in Tirol, ist der Sieg mit ihm; unsere Erzherzoge flieht er."

„Ist der Erzherzog Karl nicht der erste Soldat Oesterreichs?"

„Sicherlich; zur Noth wird er morgen mit einer Sturmcolonne auf Aspern losbrechen, aber er hat kein rechtes Vertrauen zu sich und keins zu uns. Das ist mir zur unumstößlichen Gewißheit geworden, jenem Lucifer dort drüben ist kein Sterblicher gewachsen. Etwas Unsterbliches muß wider ihn aufstehen. Die Kälte, das Feuer —"

Egbert deutete nach Westen.

„Vielleicht dort der Strom!"

„Oder der Haß der Völker, die endlich alle in ihm ihren Todfeind erkennen. Aber unser österreichisches Volk versteht nicht zu hassen. Die Preußen wissen es. Vor denen mag er sich hüten, wenn ihnen einmal die Gelegenheit wird. Ach, durch welche Blutlachen werden wir noch waten müssen, ehe diese Stunde schlägt! Zuweilen verzweifle ich daran, ihren Ruf noch zu hören. Der Tyrann wird in allen Ehren auf seinem Throne sterben. Nach diesen Tausenden werden sich andere Tausende mit demselben Wetteifer, demselben Jubel für ihn tödten lassen. Wenn er sie verachtet, diese Sklaven, wer will ihn schelten? Was ist Gerechtigkeit? Was ist Vergeltung? Schöne Worte für leere Schatten! Die Usurpatoren und Eroberer sterben

nicht aus, weil das Volk ihrer Bewunderer und Anbeter nicht ausstirbt, weil sie sehen, daß dem größten Verbrecher das Glück am treuesten folgt, daß sie um so sicherer vor jeder Vergeltung sind, je höher sie Schuld um Schuld auf sich häufen!“

Egbert fürchtete, durch Widerspruch die Verbitterung des Grafen noch mehr zu reizen.

Ebensoviel Nahrung fand sie in den unglücklichen politischen Verhältnissen als in den persönlichen Geschicken, die Wolfsegg getroffen. In die tiefste Seele hinein hatte ihn der Verrath und Abfall Antoinettens geschmerzt. Deutlicher als die kargen Mittheilungen Egbert's hatten die Briefe des leidenschaftlichen, ehrgeizigen Mädchens zu ihm gesprochen. Und daß sie nun Recht behalten mußte! Daß ein Unfall nach dem andern Oesterreich und die Sache, die er vertrat, heimsuchte!

Nach einer Pause des Schweigens hatte sich Ulrich gesammelt. Er drückte Egbert's Hand.

„Ich stecke Sie mit meinem Mißmuth und meiner Trostlosigkeit an, mein lieber junger Freund. Und für einen Tag, wie er uns aufdämmert, ist Freudigkeit des Geistes das erste Erforderniß. Vergeben Sie mir. Aber ich habe beinahe Alles gegen diesen Mann verspielt. Im Kampf gegen Frankreich ist mein Bruder

gefallen; meinen Vater hat der Gram getödtet. Meine Nichte — o, weg mit dem Gedanken! Das Schlimmste erfuhr ich erst heute: mein Neffe, Franz von Gondreville, dient im Heere Napoleon's! Er hat eine Offiziersstelle in der Gardereiterei erhalten. Unsere Degen können sich im Schlachtgetümmel kreuzen. So reißen die zartesten, die innigsten Familienbande. Ich stehe verlassen — nein, ich habe Sie. Treuer als meine Blutsverwandten sind Sie, der Fremde, mir geblieben, meinem Herzen so nahe! Da schüttelt mich die Furcht, daß auch Sie mir entrissen werden könnten, morgen, durch eine Kugel, durch einen Stoß — auch Sie!"

„Sie rühren, Sie erschüttern mich! Sie waren mir immer wie ein zweiter Vater! Vermag es Ihre Schwermuth zu zerstreuen, ich besorge nichts! So stark und bang mir vor Erwartung das Herz klopft, meine Seele ist ruhig. Und warum? Aus Aberglauben. Das ist ein schlechter Trost, aber im Kriege und auf der Jagd, wo scheinbar der Zufall unumschränkt herrscht, werden wir durch die Dinge und Begebenheiten selber verleitet, den Vorzeichen und Ahnungen, den Träumen und Prophezeiungen Glauben zu schenken."

„Sie hatten einen glückverheißenden Traum?"

„Nein, mehr noch als das. Ich habe die Versicherung der Frau Lenormand, daß ich in einer furcht-

baren Schlacht an der Donau mitkämpfen und davonkommen würde, verwundet zwar, aber nicht lebensgefährlich."

„Haben Sie sich die Karten legen und deuten lassen?"

„Nicht freiwillig, ich wurde dazu gezwungen. Von der Kaiserin Josephine in Malmaison. Da ich das Ganze für einen Scherz nahm und das Erscheinen des Kaisers, der gleich darauf eintrat, mich in mächtigster Weise ergriff und bannte, vergaß ich das Abenteuer oder dachte, wenn je, wie an eine bedeutungslose thörichte Geschichte daran zurück. Jetzt ist mir die Weissagung wieder lebendiger eingefallen. Die äußern Umstände sind merkwürdig genug eingetroffen."

„Die zu prophezeien, dazu gehörte keine große Sehergabe!"

„Zugestanden. Allein da sich das Gewaltige so zusammengefügt, warum sollte sich auch mein kleines Geschick nicht nach dem Orakel der Prophetin erfüllen?"

„Es ist ein unschuldiger Glaube."

„Er gibt mir eine gewisse Beruhigung. Kann man mehr von einem Glauben verlangen? Wahrheit im strengsten Sinn doch nicht! An die Unsterblichkeit glauben —"

„Unsterblichkeit!“ unerbrach ihn der Graf. „Was würden die Todten auf ihre Leichensteine schreiben, wenn sie auferstehen könnten? Ein schreckliches Wort: Nichts! Hinter dem Tode ist nichts. Nur ein Abgrund ohne Namen, in den wir traumlos und zwecklos versinken, wie die Phantome eines Schattenspiels!“

„So traurig denke ich mir das Schicksal des Menschen nicht. Ich glaube nicht an die Vernichtung. Im Tode schlafen wir aus dieser Form in eine andere hinüber. Wir erwachen auf einem jener Sterne, die uns zu Häupten leuchten. Und so von Stern zu Stern, von Erkenntniß zu Erkenntniß wandeln wir der ewigen Wahrheit entgegen.“

„Ein schöner Wahn!“

„Selbst wenn es nur ein Wahn wäre! Ich dränge ihn Niemand auf, und er hindert mich nicht in meinem Lebensgange. Es ist ein Sporn und Antrieb zu allem Guten, immer mehr zu lernen, immer höher zu streben. Auch hat mich die Träumerei von schönern Welten nicht gegen meine Obliegenheiten in dieser unzulänglichen blind gemacht. Trotz der Karten der Lenormand kann mich morgen der Tod ereilen; in diesem Falle rechne ich auf Sie, Herr Graf. Sie werden mein Testament vollstrecken und Magdalenen meine letzten Grüße bringen.“

„Egbert!“

Wolfsegg preßte ihn an seine Brust.

Er hatte ein Geständniß auf den Lippen, es schnitt ihm ins Herz, stumm daneben zu stehen, während der Andere voll Zärtlichkeit von ihr redete.

Aber wie wird er es aufnehmen? warnte ihn dann wieder das Bewußtsein der begangenen Schuld. Willst du ihm sagen: Die du verehrst, ist bei all ihrer Reinheit und Unschuld ein Kind der Sünde, die Tochter einer leichtsinnigen Sängerin? Eines Mädchens, das ich verführt, getäuscht? Nein, es war nicht gut, diese Vergangenheit am Vorabend einer Schlacht heraufzubeschwören. Daß Egbert's natürliche Empfindung längst diesen Knoten gelöst, ahnte er nicht.

„Das gute, das theure Kind!“ sagte der Graf. Mit welcher Angst wird sie jedem Kanonendonner lauschen, wie um uns bangen und zittern! Aber es stand gut im Hause? Versicherten Sie es nicht vorhin? Und nun wollen wir uns gegenseitig nicht mehr erweichen. Nichts vom Tode, nichts von Testamenten! Wir wollen uns noch lange der Sonne freuen und siegend oder besiegt gegen die Macht der Hölle kämpfen.“

Er schien ganz wieder der Alte geworden zu sein, thatkräftig und lebensprühend.

Was plötzlich und erzwungen in dem Umschlag

seiner Stimmung sein mochte, erklärte die gespannte Lage.

Sie hatten sich wieder dem Dorfe zugewendet. In der Schenke hatte Wolfsegg sein Pferd gelassen; er hatte noch einen tüchtigen Ritt nach Deutsch-Wagram zum Erzherzoge vor. Nach wie vor dauerte der Lärm, das kriegerische Getümmel fort. Es war nicht zu merken, daß die Nacht vorgerückt. Für diesmal schienen die Meisten auf den Schlaf zu verzichten.

Vielleicht erwartet mich morgen der ewige Schlaf, sagte mehr oder weniger deutlich in Jedem die dunkle Stimme, die uns durch das Dasein begleitet.

Auch ohne dies hielten Unruhe und Aufregung wach.

Um so auffälliger war die Stille, die in dem Gasthause eingetreten. Kein Gesang, kein Gläserklang scholl daraus in die Nacht. Dennoch schimmerte es von Kerzenschein aus allen Fenstern.

Näher gekommen, erkannten beide die Ursache dieses Schweigens. Oben im Saal hielt einer eine Rede. Haufenweise, mit emporgereckten Köpfen, standen die Soldaten vor dem Hause auf der Gasse. Nicht jedes Wort, aber doch die Hauptstellen drangen bis zu ihnen hinaus.

„Es ist Hugo's Stimme", flüsterte Egbert dem Grafen zu.

„Das würdigste Debut für einen Heldenschauspieler", antwortete Wolfsegg. „Treten wir ein."

Ehrerbietig machten ihnen die Soldaten Platz.

Im Hause selbst war das Gedränge nicht zu durchbrechen. Nur bis zu den untersten Stufen der Treppe gelangten beide. Doch war die Thür zu dem Zimmer im obern Gestock weit geöffnet. Der Redner war auf einen Tisch gestiegen, um allen sichtbar zu sein und den Lärm besser beherrschen zu können. Nun kam es ihm doch zu gute, daß er in die Schauspielkunst hineingepfuscht. Seine klangvolle, wohllautende Stimme drang weithin und schmeichelte sich dem Ohr ein.

„Kampfgenossen, Eidgenossen!" sprach er. „Da stehen wir nun vor der letzten Entscheidung. Im Angesicht des herrlichen Wien, im Angesicht der Mütter und Schwestern, der Gattinnen und Bräute, die bange des Ausgangs harren. Sollen wir die Stadt in den Händen des Feindes lassen? Nein, ruf' ich in Euer aller Namen, hundertmal nein! Um schlechtere Städte sind Tausende und Zehntausende gefallen. Troja war ein elendes Krähwinkel gegen Wien, und doch haben sich zwei große Völker viele Jahre darum gestritten, und Helden sind darüber zu Grunde gegangen, bei denen der Monsieur Bonaparte und die andern Messieurs

seine Marschälle, höchstens Sauhirten und Ziegenhirten gewesen wären. So geschrieben im göttlichen Homeros, der bei den Griechen das war, was bei uns Schiller ist.

Aber die Griechen waren ein kleines Volk, die Deutschen zählen viele Millionen. Und wenn wir nicht uneins unter einander gewesen, weil die einen schwarzgelbe und die andern schwarzweiße Kappen tragen, niemals wären die Franzosen über den Rhein und an die Donau gekommen. Aber was sind Kappen? Setzt Mancher eine Narrenkappe auf und ist doch ein Weiser; trägt mancher eine Kaiserkrone und ist doch ein Mörder. Denn nicht der Hut und die Cocarde daran, der Kopf ist die Hauptsache. In unsere Köpfe sind zwei Blitze gefahren, sie heißen Austerlitz und Jena. Die haben uns erleuchtet mit heiligen brennenden Flammen, daß wir alle einer Mutter Kinder, daß wir Deutsche sind, ob wir in Brandenburg oder in Oesterreich, in Berlin oder in Wien geboren. Darum sind aus Norden und Westen Kämpfer und Streiter hierher geeilt. Alle, die wir auf dem Marchfelde versammelt sind, haben wir ein deutsches Herz und eine allgemeine Sache. Wir wissen, um welcher Güter willen wir morgen vorwärts stürmen. Unsern Boden gilt es, unser Besitzthum, unsere Ehre! Die Franzosen dagegen kämpfen, weil es ihr Kaiser will. Wenn wir

nicht wären, würde er sie an das Ende der Welt führen, um mit Wilden und Barbaren zu kämpfen. Er muß Blut einathmen, und sie müssen plündern, morden und brennen. So war es stets und so wird es bleiben bei diesem Volke. Sie können nicht ruhig bei sich daheim sitzen und arbeiten wie wir, sie sind die geborenen Feinde des Friedens und der Menschheit. Sie sind hämisch und neidisch wie die Affen und blutgierig wie die Tiger. Unter ihnen erhoben sich von Jahrhundert zu Jahrhundert die großen Völkermörder, um Europas Fluren zu verwüsten. Der schrecklichste von allen ist ihr jetziger Kaiser.

Er ist gefräßiger als der alte Moloch, dem zu Tyrus und Karthago die Kinder in die glühenden Feuerarme geworfen wurden, denn er verzehrt jeden Tag an die tausend Menschen. Keine Grenzen kennt sein Hochmuth, keine Gesetze achtet sein Ehrgeiz, nichts von der Menschlichkeit weiß sein marmornes Herz. Von Stadt zu Stadt, von Land zu Land zieht er triumphirend dahin, aber seine Siege freuen ihn nicht. Sie erwecken in ihm nur den unbezähmbaren Durst nach neuen Eroberungen und neuen Kriegen. Im Frieden erkrankt er, nur wenn er zu Pferde sitzt, ist er gesund. Was andere Menschen am liebsten thun' trinken und lachen, er kann es nicht. Und wenn Gott

ihm heute die Herrschaft der Erde anböte, morgen würdr er sagen: Nun will ich auch Deinen Himmel noch dazu haben. Er ist nicht von unserer Art; der Dämon der Unersättlichkeit, des Stolzes und der Selbstsucht hat in ihm menschliche Gestalt angenommen. Nicht einen Eroberer, wir bekämpfen in ihm die Hölle selbst, das urewig Böse. Wer folgt ihm nach? Eine Rotte Kriegsknechte, der er die Hauptstädte Europas zur Plünderung gibt; nicht Männer, die ihr Vaterland vertheidigen, nicht jugendliche Helden, die einer fremden barbarischen Welt eine höhere Cultur bringen; um ihn sind Miethlinge, Söldner, Räuber im Großen und Räuber im Kleinen. Uns aber treibt das Höchste und Heiligste in die Schlacht. Freiwillig haben wir uns in Waffen erhoben, ein streitbares Volk. Und wie der Dichter ruft, haben wir getrosten Muths in den Himmel gegriffen und unsere ewigen unveräußerlichen Rechte heruntergeholt. Zerbrechen wir das Eisenjoch dieses Corsen! Aber Eisen allein zerbricht Eisen. So schlagen wir an die Schwerter, drauf los! Wir sind Gottesstreiter im gerechtesten Kampfe, der seit den Griechenschlachten von Marathon und Salamis ausgefochten wurde. Was sollten wir fürchten? Den Tod? Gefallen, würden wir mit Achilles und Patroklus zu Nacht essen und uns von der Schönheit der Kleopatra

überzeugen können. Ueber den Tod hinaus gibt es nichts, er liegt jenseits der Sorge und der Hoffnung Das Beste ist bekanntlich, nicht geboren zu sein, nie gefroren und nie gedürstet zu haben; das nächst Gute daran ist, in der Jugend und für das Vaterland zu sterben. So füllt denn die Gläser! Es lebe der Sieg, wenn's sein kann; der Tod, wenn's sein muß; und über unsern Sieg wie über unsern Tod, ohne Wenn und Aber, einer glorreichen Zukunft entgegen unsere Allmutter Germania!"

Unter den wildstürmischen Hoch- und Jubelrufen der Versammlung war Hugo vom Tisch gesprungen. Ein Sturm der Begeisterung rauschte durch das Haus. Solche Rede hatten die Wenigsten in ihrem Leben vernommen. Voll war in ihr der Augenblick, die allgemeine Empfindung ausgeklungen. Nicht zufrieden, die Gläser zu leeren, zu füllen, an einander zu stoßen, die leeren Flaschen zu Scherben zu schlagen, rissen sie die Degen aus den Scheiden und ließen Stahl auf Stahl klirren. Aus einer Umarmung flog Hugo in die andere.

„Das ist ein Prachtkerl!" ging es mit einem „Hoch Deutschland! Fluch Napoleon!" bacchantisch durcheinander.

Aus dem Hause setzte sich die kriegerische Trunken-

heit in die Gasse hinaus fort. „Sieg und Tod!" schrieen die Soldaten. „Nieder mit Napoleon! Hoch Oesterreich, hoch!"

Von den Fenstern aus ermunterten die Offiziere mit Wort und Beispiel die freudige Bewegung, die ihnen für den nächsten Tag von guter Vorbedeutung zu sein schien. Bierfässer und Weinflaschen wurden freigebig gespendet.

„Ein Hoch dem Generalissimus, dem Erzherzog Karl!" scholl es tausendstimmig durch das Dorf.

Aus der Ferne fielen Trompetentöne ein.

Der Graf Wolfsegg hatte Egbert noch einmal umarmt, Hugo die Hand geschüttelt und war mit einem: „Auf Wiedersehen hier oben oder auf Ruhe dort unten!" davongeritten. Die beiden Freunde blieben eine Weile im halbdunklen Hofe allein.

„Ich muß Athem schöpfen", meinte Hugo, „sonst ersticken sie mich mit dem Dunst und Dampf ihrer Bewunderung."

„Nun, für einen ersten Versuch in der Kunst des Demosthenes", lachte Egbert, „hast Du nicht übel geredet und die Herzen mächtig ergriffen."

„Mein Vater, der würdige Pfarrer, würde sagen: Zu viel Bilder, zu viel Hyperbolisches! Aber es gibt etwas Besseres als diese Rede."

„O ja“, entgegnete Egbert, „sie wahr machen.“

Aus den Fenstern scholl der Gesang eines Liedes mit dem Refrain: „Pereat Napoleon!“

Unter den Mägden, die Wasser holend zum Brunnen gingen, bemerkte Hugo die braune Christel.

„Wettermädel, wie kommst Du denn hierher?“

„Ich bin Euch nachgelaufen, wie Ihr es mir gesagt habt. Hier haben mich die Mädchen gebeten, ihnen zu helfen.“

„Bleib' auch die Nacht über in diesem Hause“, gebot ihr Egbert. „Ich werde mit der Wirthin sprechen, sie kann Dich in ihre Kammer hinaufnehmen. Morgen mußt Du suchen über den Fluß zu kommen. Magdalene wird sich um Dich ängstigen, wenn Du nicht zurückkehrst.“

„Ich will gehorchen, lieber Herr. Aber die Leute und die Soldaten reden alle von einer Schlacht. Was ist das, eine Schlacht? Ich möchte es mit ansehen.“

„Du liebe Unschuld“, rief Hugo und gab ihr einen Kuß. „Sie will eine Schlacht sehen. O unergründliche Ironie des Weltlaufs! Da rüsten sich hunderttausend Menschen mit Kanonen, Gewehren und Säbeln, nm sich gegenseitig zu erwürgen. Und was

ist der Zweck des Ganzen? Einem Kinde ein neues Schauspiel zu gewähren!"

„Pereat Napoleon!" schallte es wieder über den Hof.

Die Gläser klangen, die Säbel schlugen zusammen.

Dumpf vom Thurme dröhnte die Mitternachtsstunde.

Zweites Kapitel.

„Sieg! Sieg! Laßt zum Sammeln blasen! Pflanzt die Fahne auf! Dort in der Bresche der Friedhofsmauer!

So schallt die Stimme des Obersten über den Kirchhof von Aspern hin. Mit einem: „Hoch Oesterreich!" antworten die Soldaten des Bataillons, die noch zusammen in Reih und Glied stehen.

Von der Kirche her, aus den halbzerschossenen, brennenden, zusammenstürzenden Häusern, aus den Gärten, hinter Zäunen und Hecken her kommen bei dem hellen Hörnerklang die Reste der stattlichen Schaar; die Gesunden mit pulvergeschwärzten Gesichtern, in staubigen zerrissenen Röcken, die Waffen schwingend, in straffer Haltung und mit stolzem Schritt; die Verwundeten, die noch gehen können, langsam schleichend,

den Schmerz verbeißend und mit bleichen Lippen wiederholend: „Sieg! Sieg!“

Es ist die Nacht des einundzwanzigsten Mai. Ein Ehrentag ohnegleichen in Oesterreichs Geschichte geht zu Ende. Zum ersten Male ist der Unbesiegliche zurückgeworfen worden. Hart am Ufer der Donau steht er, ein Löwe, der, in seiner Höhle angegriffen, verwundet, sich noch einmal zu einem Sprunge rüstet. Der nächste Tag muß über sein und seines Heeres Schicksal entscheiden. Die kurze Waffenruhe der Nacht dient nur den Vorbereitungen zu einem noch hitzigern Kampfe.

Ein theuer erkaufter Sieg ist erstritten. Auf diesem blutgedüngten Fleck Erde flattert nach fünfstündigen Gefechten die schwarzgelbe Fahne Habsburgs mit dem Doppeladler des Reichs. Wie es der Erzherzog angeordnet, war es geschehen.

Im heitersten Maiensonnenschein, bei reiner und klarer Luft, gegen die vierte Stunde des Nachmittags — die Heißsporne hätten gewünscht, es wäre fünf Stunden früher der Befehl zum Aufbruch gegeben worden, und jetzt in der Nacht wollten die Unzufriedenen und die Tadler den halben Erfolg des Tages auf diese Versäumniß schieben — unter rauschender Musik hatte sich das österreichische Heer in Bewegung gesetzt.

Voran die erste Linie des Hiller'schen Corps unter dem General Nordmann gegen Aspern. Zwei Stunden später, rechnete man, würde Rosenberg mit seinen Truppen bei Esling eintreffen. Den Raum zwischen den Dörfern sollten das Corps Hohenzollern's und die Reiterei Johann Liechtenstein's einnehmen. Die Entfernung Asperns von Esling beträgt noch nicht eine halbe Meile, es ist ebenes Feld; der kleine Wassergraben, der von einem Dorfe zum andern zieht, ist so schmal, daß er den Reitern keine Schwierigkeiten bereiten kann.

Diese Verbindung der beiden österreichischen Flügel zu durchbrechen, war der erste Gedanke, der sich Napoleon aufdrängte. Glückte es, so war das Heer des Gegners in zwei Theile zerschnitten. Dazu war dieser Kampf gegen das feindliche Centrum, die Vernichtung desselben von jeher der Angelpunkt seiner Kriegskunst gewesen. Zunächst galt es für ihn, Aspern und mit ihm die Brücke am linken Donauufer nach der Lobau im harten Ringen, Mann gegen Mann, zu halten.

Aspern ist ein langgestrecktes Dorf, meist von steinernen Häusern, mit Gärten dazwischen, gebildet. Vom Fluß aus durch ein kleines Gehölz führt die breite Hauptstraße gen Norden. Dort am äußersten Ende

liegt die Kirche, dahinter, von einer Ziegelmauer umgeben, der Kirchhof. Nordwärts befindet sich eine Art Wall und Brustwehr vor dem Dorfe, welche die Franzosen bei ihrer Vertheidigung geschickt zu benutzen wissen. Denn die österreichischen Plänkler, die schon in das Dorf eingedrungen waren, werden von zwei Regimentern unter dem Befehl des Generals Molitor wieder hinausgejagt. Und nun beginnt ein unbeschreibliches hinüber und herüber wogendes Kampfgetümmel. Wagen und Pflüge, Hausgeräth, Pfähle und Breter thürmen die Franzosen auf, um die Straße zu sperren. Jedes festere Haus wird von ihnen besetzt; aus den Fenstern, von den Dächern speien ihre Kugeln den Tod auf die Verwegenen aus, denen es gelingt, die Brustwehr zu erklettern und vorwärts zu dringen. Nicht aus der Entfernung treffen hier die männermordenden Geschosse, Jeder sieht mit blitzenden Augen seinen Feind. Der Anblick scheint die gegenseitige Wuth noch unbändiger zu entflammen. Von Ergebung hier, von Schonung dort ist nicht die Rede. Auf Vernichtung zielt jeder Gedanke ab.

Düster lagert sich eine grauschwarze Wolke, nur durchrissen von dem Feuerblitz der Kanonen, von der lichten Brandlohe, die aus den Häusern emporschlägt, um die Streitenden. Auf engstem Raume wälzen sich

Zehntausende, wie die Wogen des aufgewühlten Meeres, über- und durcheinander. Zuweilen, das Gebrüll der Geschütze und das Geknatter der Gewehre übertönend, schallt es: „Vive l'empereur!" Und auf der andern Seite: „Vorwärts, Haus Oesterreich hoch!" Dann tritt wohl eine minutenlange Pause ein, wo die Befehlshaber ihre Schaaren aufs neue ordnen, antreibend, ermunternd, lobspendend; wo die Ermüdeten aufathmen, die Verwundeten aus den Gliedern sich entfernen, die Sterbenden noch einmal stöhnen. „En avant!" heißt es darauf drüben, „In Reih und Glied!" hüben und die Schlacht rast weiter.

Ungezählt liegen die Leichen vor der Brustwehr, aber jetzt ist sie endgültig von den Oesterreichern erstürmt und genommen. Mit furchtbarem Geschrei, wie von einem Orkan emporgehoben, stürzt die Masse mit gefälltem Bajonett darüber hin, eine Sturmflut, welche den Damm durchbricht. In regelloser Unordnung fliehen die Franzosen die große Straße entlang, dem Flusse zu.

Auf der Ostseite von Aspern ist die Colonne Bellegarde's in die Schlachtreihe getreten; mit einem kühnen Sturm gelingt es dem österreichischen General Vacquant sich der Kirche zu bemächtigen. Aber das Dorf bleibt noch zu säubern, und der Marschall Massena, dessen Starrheit und Unmenschlichkeit Hiller's Soldaten schon

von der Traunbrücke bei Ebelsberg her kennen, ist nicht gewillt, diesen Stützpunkt der ganzen französischen Stellung aufzugeben. Zähe wie eine Dogge verbeißt er sich in den Feind. Den erschöpften Regimentern Molitor's, durch die der Tod den fünften Mann erwählend geschritten, sendet er die Division Legrand's zu Hülfe. Auf dem offenen Felde gehen die leichten Reiter des Generals Marulaz vor. Haus für Haus entbrennt so der Streit. Es sausen die Kugeln, es fliegen die Ziegel der Dächer auf die Stürmenden. Mit Aexten, mit Flintenkolben schlagen diese ihrerseits die Thüren ein und stürzen dem Feinde entgegen. In viele Einzelgefechte löst sich das schreckliche Ganze.

Kein sterbliches Auge, nur die sinkende Sonne sieht die ungezählten, die nicht zu schildernden Heldenthaten und Greuel.

Mitten in diese Kämpfe um die Trümmer einer von den Kanonenkugeln zerstörten Barrikade hier, eines brennenden Hauses, dessen Mauern den Einsturz drohen, dort; in den Zweikampf, den ein österreichischer Jäger, von jener Linde gedeckt, mit einem französischen Voltigeur unterhält; in den Tumult, der diesen Garten erfüllt, schallen plötzlich rasselnde Trommelwirbel. Im Laufschritt kommen die Franzosen von dem südlichen Eingang des Dorfes daher. Rasch eilen die Oester=

reicher zusammen, um dem Gewaltstoß in dichten Reihen zu begegnen. Horch! Trompetengeschmetter; draußen hinter den Häusern wagen die Reiter ihren Angriff. Eine Staubwolke, die einen Augenblick Alles in ein riesiges Bahrtuch einzuhüllen scheint, wirbelt empor. Dann geht es hinauf, hinab, ohrzerreißend, ein Flintengeknatter, das kein Ende nehmen will. Ein Hagel von Kugeln, ein Schloßenunwetter, das Mann und Roß niederstreckt. In jäher Flucht, sich überschlagend, über die Leichen, über die Lebenden hin jagt der Reiterschwarm rückwärts. Mit dem Bajonett werden indessen Legrand's Truppen von den Oesterreichern in der Dorfstraße empfangen. Nun erweisen sich die Schutzwehren, welche die Franzosen hier errichtet, als ebenso viele Hemmnisse eines raschen Vordringens für sie selbst. Zurückgeschlagen müssen sie sich begnügen, die letzten Häuser des Dorfes festzuhalten. In dem Wäldchen, das vor demselben bis zum Donauarm sich hinzieht — junges Holz, meist Erlen und Birken — nimmt Massena die Besiegten auf. Er sitzt auf einem Baumstamm, den Degen zwischen den Knieen, barhaupt, mit blutunterlaufenen Augen, ein angeschossener Eber.

Inzwischen ist auch der Angriff Napoleon's gegen die Mitte der österreichischen Stellung gescheitert. Als der Marschall Lannes außerhalb Eslings, zu Pferde

an der Spitze seiner Truppen, zu gleicher Zeit von Rosenberg's Fußvölkern das Dorf zu seiner Rechten umstürmt sieht, während gegen ihn selbst in dichtgedrängten tiefen Massen Hohenzollern vorrückt, nimmt er nach dem Befehl des Kaisers die ganze vorhandene Reiterei und wirft sie auf den Feind. Vier Regimenter Panzerreiter unter dem General Espagne, vier Regimenter Chasseurs unter Lassalle, so sausen sie dahin. Es ist wie eine Wiederholung mittelalterlicher Ritterschlachten. Aber sie kommen nicht weit. Wohl hauen sie die Bedienung der vorgeschobenen österreichischen Kanonen nieder, an den Vierecken Hohenzollern's, an den vorgestreckten Bajonetten, an den Verderben ausstreuenden Flintenläufen der Grenadiere zersplittert der Ansturm, wie wenn Glas gegen eine eherne Mauer geschleudert wird. Die Reiter wollen nicht ablassen; Mann und Pferd sind von einer Wuth beseelt. Da fällt der General Espagne; die Ulanen und Husaren Liechtenstein's brechen in ihre Flanke ein und treiben sie vor sich her.

Die Dunkelheit ist niedergesunken. Auf beiden Seiten sind nach der gewaltigen Spannung die Kräfte auf das äußerste erschöpft. Die stärkere Natur zwingt die widerwilligen Gemüther zur Ruhe. Durch einen kurzen Zwischenraum getrennt, stehen beide Heere still.

Nach dem Lärm des Kampfes macht diese Stille beinahe den Eindruck der Lautlosigkeit. Nur in langen Pausen fällt bei den vordersten Postenketten hinüber und herüber ein Schuß. Aspern flammt; die Hälfte des Dorfes ist schon niedergebrannt. Glimmende Balken, geschwärzte Mauern, Leichenhaufen decken seine Gassen. Statt vorwärts zu dringen, ist die Schlachtreihe der Franzosen gewichen. Sie hält gleichsam nur die letzten Zipfel der beiden Dörfer noch fest.

Um die Brücke zu schützen, läßt Massena in dem Gehölz und auf der kleinen, links von Aspern liegenden Insel Verschanzungen aufwerfen.

Napoleon kann nicht, will nicht glauben, daß er hier zum ersten Mal auf einen unzerbrechlichen Widerstand gestoßen sei. Im Laufe des Tages sind ihm über die wiederhergestellte Brücke, von Ebersdorf und Wien, zahlreiche Verstärkungen gekommen; am Abend treffen die Kürassiere von St.-Germain, die Division Carra St.-Cyr's bei ihm ein mit der Nachricht, daß er mit Tagesanbruch neue Streiter, den größern Theil seiner Garde, zwischen Aspern und Esling haben werde. Brauche ich mehr, um zu siegen? scheint sein unwilliger Blick zu fragen, als in seiner Umgebung Stimmen laut werden, die zum Rückzuge rathen. Denn weder die Soldaten noch die Führer trauen der Festigkeit der großen Brücke.

Die Hochflut der Donau schwemmt im reißenden Lauf Baumstämme, Kähne und Trümmer jeder Art hinunter; Barken mit Zündstoffen senden die Oesterreicher nach. Fortwährend zittert, schwankt, reißt die Schiffbrücke. Die Wellen schlagen darüber hin, die Lücken klaffen. Nur in übermenschlicher Anstrengung vermögen die Sappeurs den vollständigen Bruch zu verhindern. Aber die Soldaten, die hinübergeführt werden, sehen die wachsende Gefahr, das brausende Wasser, den unsichern Bretterweg, der unter ihren Schritten bebt. Auch dem Kühnsten sinkt das Herz. Eine verzweifelte Stimmung fliegt durch die Reihen.

Drüben sind die Oesterreicher siegesfroh. Der zweiundzwanzigste Mai wird vollenden, was der einundzwanzigste herrlich begonnen. Diese Hoffnung tröstet über die Opfer, die der Tod gefordert. Im Angesicht des Siegs sind sie gestorben.

An der Nordmauer, der nun zerstörten, niedergeworfenen, des Kirchhofs von Aspern steht Egbert.

Vor seinen Freiwilligen halten die Truppen des Generals Vacquant vom Corps Bellegarde's die Kirche und die darauf mündende Straße besetzt.

Um die fünfte Stunde ist Egbert ins Feuer mit den Seinen gekommen, beim Sturm auf die Brustwehr der Franzosen vor dem Dorfe. Gleich die erste Kugel,

die das Bataillon erreicht, reißt ihm den Hut vom Kopfe.

„Wünsche Glück“, sagt der Oberst, ein ergrauter Soldat, und schlägt auf die Brust, wo er eine Reliquie oder ein Amulet trägt; „heute sind Sie vor den Kugeln sicher. Einmal berührt ist man gefeit.“

Der blonde Egbert lächelt. Sollten so viele Glücksverheißungen täuschen?

Und mitten unter den Kugeln hinweg, durch die Bajonette hindurch, an brennenden Häusern vorüber führt ihn sicher eine unsichtbare Hand.

Zweimal zurückgeworfen gehen seine Tapfern zum dritten Male vor; er, die Offiziere, mit geschwungenen Degen voran, danach die Trommler, die den Sturmmarsch wirbeln, zwischen der ersten und der zweiten Linie die stolz flatternde Fahne mit dem Wappenzeichen Wiens.

Unwiderstehlich ist der Andrang, die Franzosen fliehen. Aber um welchen Preis!

„Hoch Deutschland! So weit wären wir! Nun setzt ihnen nach! Vielleicht schlafen wir heute noch im Zelte Napoleon's!“ hat Hugo gerufen.

Da hat eine Kugel ihn in die Brust getroffen. Lautlos ist er vornüber gestürzt. Nicht im Zelte des Kaisers schläft er nun einen unruhigen Schlaf, im

Schooße Proserpina's ruht er auf immer. Nach seiner eigenen Rede am gestrigen Abend hat er ein gutes Loos aus der Urne gezogen: jung und ohne Schmerzen ist er für die edelste Sache gestorben.

Egbert hat den Freund fallen sehen; er kann noch zu ihm eilen und sich überzeugen, daß die Seele hinüber zu den Sternen oder in das Reich des Nichts geschwunden ist. Thränen ihr nachzusenden, ist keine Zeit, ungestüm reißt ihn der Drang der Schlacht mit sich fort. Allein wie unklare Nebelbilder verschwimmt und verwirrt sich ihm Alles, was fortan sich um ihn begibt. Nur wie durch eine Wolke von Blut und Rauch erblickt er das Entsetzen, das sich entrollt.

Erst jetzt, nach dem Austoben des Streites, ist er zur Besinnung, zur Erinnerung gekommen. Aus der vordersten Feuerlinie ist das Bataillon zurückgerufen worden.

„Noch immer ohne Hut, Herr Kamerad?" lacht einer ihm zu.

Egbert greift eine Soldatenmütze vom Boden auf und stülpt sie auf seine flatternden Haare. Es ist ihm, als fiele es wie Schuppen von seinen Augen, als wälze sich ein ungeheurer Stein von seiner Brust. Der Greuel, die hinter ihm liegen, der Gefahren, denen er entgangen, wird er sich bewußt. Dem Selbsterhaltungstriebe blind

gehorchend, faßt er an seinem Körper hin und her. Er findet keine Wunde, aber überall schmerzt es ihn. Beulen, Stöße, Schrammen genug hat er empfangen, ohne ihrer zu achten. Kraftlos bricht er dann zusammen und sitzt eine Weile auf dem zerstampften Erdwall. Die Wimpern werden ihm feucht.

Der Freund ist ihm gestorben, der liebste. Wie im Fluge rauschen alle die guten Stunden ihm noch einmal vorüber, die sie gemeinsam verlebt. Jene glückliche Reise, die seinem Dasein eine neue Wendung gegeben, die lustigen und die ernsten Abenteuer, so viele Scherzreden und so weise Sprüche Hugo's, sie tauchen aus dem Born der Vergessenheit wieder auf. Nun ist sie dahin, diese frische Jugendkraft, dies idealische Streben, die dem Vaterlande und der Kunst so reiche Blüten versprachen. Das tödtliche Blei hat sie in der Knospe vernichtet. Auf immer geschlossen ist der Mund, den die Muse geküßt; nie wieder wird er lächeln, nie wieder von großherzigen Gedanken überströmen. Vor der Zeit hat eine rohe, sich selber unbewußte Gewalt der Entwicklung wie den Hoffnungen des Jünglings ein jähes Ende gemacht.

„Das ist der Krieg", sagt sich Egbert bitter, und reichlicher fließen seine Thränen. Nicht einer, Tausende liegen so erschlagen, aber die Selbstsucht men=

det sich stets wieder zu diesem Einzigen zurück, als ob sein Untergang alle Schrecken des Kriegs in sich schlösse, als ob an ihm der Würger Tod sein Meisterstück gemacht hätte.

Ein Soldat glaubt den Hauptmann verwundet; er bietet ihm seine Feldflasche an. Für alle Gebresten des Leibes und allen Seelenkummer ist ein Schluck Branntwein, seiner Meinung nach, das untrüglichste, nie versagende Heilmittel.

Halb bewußtlos thut Egbert einen tiefen Zug Wie Feuer rinnt es ihm durch die Adern. Er schüttelt sich. Hier in der Nähe des Flusses weht es kühl und heftig. Mit dem Rücken der Hand wischt er die feigen und doch so menschlichen, so lösenden Tropfen aus den Augen. Er gehört nicht sich und seinem Schmerze, er gehört seinen Leuten und dem Staate an. Er schaut auf.

Die Soldaten haben sich in ihren Mänteln auf den zertretenen Gräbern des Kirchhofs, auf den Resten der Mauer und der Brustwehr gelagert. Vor ihm brennt die Feuersbrunst aus Mangel an Nahrung in sich selbst zusammen. Rückwärts auf dem Blachfelde von Stadlau nach Breitenlee sind Wachtfeuer angezündet. Von Seyring ist die Grenadierreserve im Verlauf des Tages so weit gen Süden vorgezogen

worden. Unbekümmert um Todte und Verwundete, nicht gedenkend des Entsetzens, das ihrer noch harrt, freuen sich die Männer des gegenwärtigen Augenblicks und daß sie den Gefahren entronnen sind.

Der Krieg macht unbarmherzig und entfernt jeden Gedanken, beinahe jedes Gefühl für Andere aus der Seele des hart ringenden Kämpfers. Durch Speise und Trank, wenn es geht, durch eine Stunde Schlaf suchen sie die verlorenen Kräfte zu ersetzen und sich zu der neuen Blutarbeit zu rüsten. Halb eingeschlafen, mit dem Kopf nickend, sitzt einer mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, die Füße auf eine Leiche gestemmt. Andere haben Besen ergriffen, um die Blutlachen fortzufegen, und strecken sich nachher gelassen auf derselben Stelle aus. So nahe an dem Feinde ist jeder Gesang und jeder Lärm verboten. Selbst die Schlafenden haben die Waffen im Arm. Krankenträger gehen, Verwundete suchend, über das Gefilde; große Karren rollen heran, die Leichen aufzunehmen, die man in schnell gegrabene Gruben haufenweise hineinwirft. Diese Vorstellung hat für Egbert etwas Schreckliches und Herzkränkendes.

Nein, so hart und unwürdig soll dem Freunde nicht gebettet werden.

Mit zweien seiner Leute, die sich eine Bahre ver-

schafft haben, eine Fackel in der Hand, macht er sich nach der Stelle des Walles auf, wo er Hugo fallen sah. Zum Glück für die Erfüllung seiner frommen Pflicht ist an diesem Punkte später nicht mehr gekämpft worden. Seit sie einmal vom Wall herabgetrieben waren, ist es den Franzosen nicht wieder geglückt, ihn in ihre Gewalt zu bekommen.

So wird Hugo's Leichnam bald aufgefunden; schon die Offiziersuniform mit den silbernen Schnüren macht ihn kenntlich. Mit der Fackel leuchtet ihm Egbert in das bleiche, aber nicht entstellte, nur vom Schlachtenstaub rühmlich bedeckte Gesicht. Er schließt ihm die starren gläsernen Augen, läßt ihn in einen weißen Mantel hüllen und auf die Bahre legen.

Aber wohin zunächst mit der Leiche, da er an seinen Posten gebannt und das Schicksal des herandämmernden Tages so ungewiß ist? Noch steht er sinnend — die Nothwendigkeit, schnell einen Entschluß zu fassen, drängt die Klage um den Todten zurück — als der Lichtschimmer einer Laterne über das Feld daher sich ihm nähert.

„Holla!“ ruft er, seine Fackel schwingend. „Hierher!“

Vielleicht sind es Leute, denen er den kostbaren Schatz anvertrauen kann.

Seine Erwartung hat ihn nicht getäuscht. Es ist die braune Christel, die mit seinem Diener, den er in Stammersdorf gelassen, bei diesem Ruf auf ihn zueilt.

Die Neugierde, Aufregung und eine dunkle Ahnung haben das Mädchen aus der Schenke, trotz aller Einsprache der Wirthsleute, dem Herrn nachgetrieben. Der Bursche, eines Arbeiters Sohn von Egbert's Gut in Hietzing, ein anstelliger treuer Mensch, ist ihr gefolgt; in Sorge, es könnte dem Herrn ein Unfall zugestoßen sein, in Hoffnung, daß die braune Christel, die nun doch einmal mehr wisse als die andern Menschen, ihn sicher zum Ziel geleiten werde.

„Ihr lebt!" schreit das Mädchen auf und betastet ihn, als müsse sie sich noch besser als durch das Gesicht durch das Gefühl von seiner Leibhaftigkeit überzeugen. „Ihr lebt und seid heil! Und doch hab' ich einen Todten gesehen mit dem Antlitz am Boden und ein Stöhnen gehört gerade wie damals —"

Sie kann nicht weiter, sie ist wie außer sich und klammert sich fest an ihn, als hätte sie so eine Stütze, die sie vor dem Sturz in einen unermeßlichen Abgrund bewahrte.

Er schreibt Alles ihrem durch die Schlacht, durch den Anblick so vieler Todten und Sterbenden, an denen

sie vorübergeschritten, leidenschaftlich aufgewühlten Gemüth zu.

„Ach, arme Christel“, sagt er, „Du hast ihn auch verloren. Ja, es gibt einen Todten. Schau' her!“

Er hat sie an der Hand gefaßt und entfernt ein wenig den Mantel von Hugo's bleichem Gesicht. Das rothe Licht der Fackel wirft einen täuschenden Schein des Lebens darüber. Schluchzend kniet das Mädchen an der Bahre nieder. Sie ist ganz aufgelöst und zittert an allen Gliedern. Einen scheuen Blick richtet sie auf den Todten, um entsetzt ihr Gesicht wieder in den Händen und in dem Mantel zu verbergen.

„Da siehst Du eine Schlacht“, sagt Egbert schauernd. „Und rings umher liegen so die Leichen, brennen die Häuser — das ist der Krieg!“

Mit dem Diener redet er das Nöthigste ab. Er soll mit einigen Bauersleuten Hugo's Leichnam nach Stammersdorf schaffen, ihn dort in einen Sarg legen und am nächsten Tage mit ihm und der Christel nach Nußdorf hinüberfahren. Von dort wird er Hietzing leicht erreichen, da alle französischen Truppen aus dem Norden Wiens südwärts auf Ebersdorf gezogen sind. Die Leiche soll zunächst im Garten des Gutes bestattet werden.

Auf den Knieen schreibt Egbert einige Worte an

Magdalene, daß er noch lebe und unverwundet sei, daß eine traurige Morgengabe in ihr Haus gebracht werde: der gefallene Freund. „Solch Geschick, liebste Magdalene, steht über der Klage. Schnell und schmerzlos hat es ihn dahingerafft. Solange ich lebe, werde ich seiner gedenken. Sie aber, meine vieltheure Freundin, wollen muthig bleiben und das Herz nicht sinken lassen. Mich weht's von den Sternen, die über mir aufleuchten, mit heiligem Schauer an. Auf einem jener funkelnden, unbekannten, uns unzugänglichen Gestirne wacht jetzt die Seele meines Hugo lächelnd zum neuen Leben auf!"

Er hat den Brief vollendet, faltet ihn zusammen und übergibt ihn dem Diener, noch einmal seine Anweisungen wiederholend.

Der dreht verlegen seine Mütze zwischen den Händen.

„Ich möchte nicht von Euch gehen, Herr. Wenn morgen — Gott behüte Euch!"

„Getrost, Leopold! Dies ist mir das Wichtigste, daß die Leiche in Sicherheit gebracht wird und die Armharts und meine Leute drüben wissen, wie es um mich steht."

Er ist zur Christel getreten und rüttelt sie auf.

„Da hilft nun kein Gebet und kein Weinen mehr,

mein Kind. Für uns bleiben die Todten stumm und erwachen nicht wieder."

„Aber sie werden nicht ewig stumm sein?" fragt sie.

„Das ist Gottes Geheimniß."

„Nicht wahr, der da" — und sie zeigt auf die Leiche — „wird nichts Böses von mir reden?"

„Nein, er war gut und liebte Dich. Die Todten hassen auch die Lebendigen nicht."

„O wenn das wahr wäre! Aber es ist anders, sie verfolgen uns, in der Nacht, im Schlaf."

„Fort, fort!" drängt Egbert. „Nach Stammersdorf!"

Darüber sind die Träger gekommen und haben die Bahre ergriffen.

„Vorwärts, Christel, gib dem Leopold die Hand. Morgen bist Du in Hietzing und gehst nicht wieder aus dem Hause. Nun weißt Du, um es nie wieder zu vergessen, was eine Schlacht ist."

„Ich gehe, lieber Herr."

Plötzlich kehrt sie sich zu ihm um und faßt seine Hand mit krampfhafter Bewegung.

„Habt Ihr noch den Stein — den Stein von Gmunden?"

„Ich hab' ihn noch. Wie kommst Du darauf, wunderliches Mädchen?"

„Bewahrt ihn wohl!"

„Deine Augen funkeln, Deine Hand glüht, Du bist fieberkrank. Mach' fort, daß Du Dich aus diesem Graus rettest."

Die Träger voran, Leopold mit der braunen Christel wie Leidtragende hinterdrein, verschwindet der Zug in der Finsterniß.

Zu seiner Truppe auf dem Kirchhof kehrt Egbert zurück. Uebermächtig fordert die Natur ihre Rechte. Trotz der verschiedensten Bilder, Gedanken und Ahnungen, die auf seine Seele einstürmen, sinkt er in einen tiefen Schlaf. Auf einem halb zerstampften Grabhügel ruht sein Haupt. Aus den dunklen Abgründen des Alls schimmern in ungetrübter Klarheit und Erhabenheit ungezählte Welten.

Als ihr Glanz mälig vor der Morgenröthe verdämmerte, erschütterten bei den äußersten Vorposten mit scharfem Geknatter mehrere Schüsse die Ohren und die Gemüther aller.

Es war vier Uhr Morgens.

Die Schläfer fuhren auf, ordneten ihren Anzug, ihre Waffen. In Hast ward die Suppe bereitet und genossen. Reichlicher als sonst wurden Getränke gespendet.

Eine höchste Anstrengung, eine heroische That forderte der Oberfeldherr von der Armee.

In Reih und Glied gestellt, schienen Fußvölker wie Reiter ihre Strapazen, ihre Leiden und Gefahren vergessen zu haben. Kaum einen Blick warfen sie auf die Leichenhaufen, die Ruinen, die sie rings umher anstarrten. Die wilde Musik, die Jubelrufe erstickten jede andere Stimmung. So setzten sich die Oesterreicher in Bewegung. In Aspern wollten sie den Angriff Massena's erwarten, bis auf dem äußersten linken Flügel Rosenberg Esling eingenommen hätte.

Vor der Kirche hatte Vacquant aus den Kampftrümmern des vergangenen Tages eine Barrikade errichtet. Schräg gegenüber der Kirche lag ein großes Gehöft mit einem steinernen Hause, das noch wenig gelitten hatte. Es bildete eine natürliche Burg, um so wichtiger, weil es die Ecke einer engen Gasse war, die von der Hauptstraße des Dorfes nach dem freien Felde zu abbog.

Diesen Punkt aufs äußerste zu vertheidigen, wurde Egbert mit einer kleinen Schaar abgesendet. Wenn die Franzosen im heftigsten Kampfe um die Kirche und um dies Gehöft verwickelt waren, sollte durch jene Gasse ein Vorstoß geschehen und sie auf dem schmalen Raum zusammengedrängt und zur Waffenstreckung genöthigt werden.

Egbert hatte Muße genug, seine Vorbereitungen nach allen Seiten hin zu treffen.

Ein einstöckiges, hoch gelegenes Haus, zu dessen Thür eine Art Rampe führt. Die Fenster im Erdgeschoß und die Thür werden so fest als möglich verrammelt, an die obern Fenster und an die Dachluken die besten Schützen der Truppe vertheilt. Selbst im Falle der Feind durch die Thür brechen und die Treppe erobern sollte, bleibt durch eine Hinterstiege ein Ausgang in den Garten frei. Erst lange Reihen Bohnenstangen, dahinter eine Gruppe alter Rüstern machen ihn zu einem Vertheidigungskampfe besonders geeignet. Das große Hofthor hält einen tüchtigen Stoß aus, und stürzt es zusammen, so empfängt der Angreifer die Ladung zweier kleinen Geschütze, die im Hofe aufgestellt sind, voll in seine dichtgedrängten Glieder.

Seitwärts das Haus und die Mauer, die das Gehöft abschließt, zu fassen, verhindert das Feuer, das die Stürmenden vom Kirchhof her im Rücken treffen würde.

Auf das Dach gestiegen, überschaut Egbert bis Esling die ganze Schlachtlinie der Oesterreicher nach Osten und nach Süden bis zur Lobau hin die der Franzosen. Auf beiden Seiten tummeln sich die Reiter zwischen den Dörfern. Auf den Kürassen der Franzosen blitzt schillernd die Morgensonne. In ihrer bunt phantastischen Tracht jagen die ungarischen Husaren,

herausfordernd die Säbel schwingend, ihnen entgegen. Hinter diesem Vorhang sammeln sich die Massen des Fußvolks regimenterweise in tiefer Stellung. Von Breitenlee her kommen die Grenadiercolonnen. Gegen Aspern rücken, wider ihre Gewohnheit langsam, trotz der hastigen Trommelschläge, endlich die Franzosen vor.

Es sind zwei frische Regimenter von der Division St.-Cyr, die Massena in diesen Krater, der nun Feuer zu speien anfängt, schickt.

Die Verwüstungen und Zerstörungen eines Gefechts, das mehr als fünf Stunden hier getobt, machen das Vorrücken beschwerlich. Unwillkürlich zögert der Fuß, über Freundesleichen zu schreiten; er fürchtet, darüber hinaus derselben Vernichtung zu begegnen, die aus den bleichen Gesichtern der Kameraden ihn angrinst. Wo sie kann, bietet die sich zurückziehende Postenkette der Oesterreicher dem Feind die Stirn, jedes Hinderniß auf der Straße, jeden Vorsprung eines Hauses, die Ueberreste einer Mauer, eines Zauns zur Deckung benutzend.

„Macht Euch fertig", ruft Egbert, von seinem Beobachtungsposten herabsteigend, den Soldaten zu. „An die Gewehre!"

Die Oesterreicher haben sich nach der Kirche geflüchtet. Mit einem „Vive l'empereur!" dringen die

Franzosen, nun ganz Feuer und Flamme, nach, als sie ein wohlgezieltes Feuer, rasch nacheinander drei Salven von dem Hause aus trifft. Ihrer fünf sind todt auf dem Platze geblieben, etwa zwanzig schreien und stöhnen ob ihrer Wunden und wälzen sich auf dem Boden. Die Compagnie an der Spitze stutzt und weicht. Nur die Kirche im Auge, haben sie das düstere Haus zur Seite nicht beachtet.

Rasch entscheiden sich ihre Führer, mit der einen Schaar das Gehöft, mit der andern die Kirche zu stürmen. Ein Nahkampf mit den Feuerwaffen entspinnt sich. Mit Axtschlägen zerschmettern die Franzosen die Thür und stürzen in die lange steingepflasterte Flur. Mit dem Degen in der Hand treibt sie Egbert hinaus, die Rampe hinunter, in die enge Gasse; zur selben Zeit ist das Hofthor gesprengt worden, die Geschütze donnern, in blindwüthiger Flucht eilen die Franzosen bis zur Mitte des Dorfes zurück.

Wäre jetzt, wie es verabredet wurde, mit Ungestüm die erwartete Verstärkung eingetroffen, so würde der Sieg an dieser Stelle entschieden gewesen sein. Ihr Ausbleiben aber, da die vorhandenen Kräfte der Oesterreicher zur Verfolgung nicht ausreichen, erlaubt den Franzosen, sich von ihrem panischen Schrecken zu erholen. Ihre Obersten sammeln sie wieder.

Auch Egbert besichtigt seine Stellung und ermuntert die Seinen.

„Einen Sturm halten wir noch aus, Kinder", sagt er, während er sich die Stirn, die der Säbelhieb eines feindlichen Offiziers getroffen, mit einem Tuche verbinden läßt. „Und einen dritten abzuwehren, wird nicht mehr nöthig sein."

Da schlagen die Trommeln zum neuen Angriff. Mit voller Wucht werfen sich die Franzosen diesmal durch das zertrümmerte Thor trotz des Geschützfeuers in den Hof; sie hoffen die Kanonen zu erobern und sich zwischen Haus und Garten festzusetzen. Ihre Uebermacht ist erdrückend. Sie achten der Todten nicht; mit wüstem Geheul, mit aufgepflanztem Bajonett arbeiten sie sich vorwärts. Mühsam, keuchend widersteht Egbert mit seiner immer mehr zusammenschmelzenden Truppe.

In diesem Augenblick bricht ein österreichisches Bataillon durch die Gasse in die Flanke des überraschten Feindes.

Das Gefecht nimmt eine günstigere Wendung, aber die Oesterreicher lassen sich zu weit von ihren Stützpunkten, dem Hause und der Kirche, fortlocken, mit einer geschickten Schwenkung umgeht sie der feindliche Oberst; die einen werden gefangen, die andern zerstreut.

Indeß hat Egbert die kurze Pause zur Rettung seiner Leute und seiner beiden Geschütze benutzt. Ein Lieutenant führt die Hauptmasse nach der Kirche. Egbert mit zehn entschlossenen Männern deckt den Rückzug. Alle Fenster von Kugeln zerschmettert, die Thüren eingeschlagen, die Mauer niedergeworfen, ist das Gehöft unhaltbar geworden. Drei Stunden hat es widerstanden. Nach menschlichem Maß hat Egbert seine Pflicht erfüllt.

Aber die Franzosen sind wüthend, daß diese kleine Schaar, deren Heldenmuth sie so lange aufgehalten und ermüdet hat, ihnen entkommen soll. Wie hungrige Wölfe in der Winternacht dem flüchtigen Wanderer nachjagen, unablässig, hartnäckig, so stürzen sie sich auf die Abziehenden, schießend, brüllend, zur Ergebung auffordernd. Egbert mit den Seinen würde auf der Stelle umringt worden sein, wenn die Franzosen ihre überlegenen Kräfte hätten entwickeln können. Aber der Boden starrt hier wie besäet von halbverkohlten Balken, Baumästen, Pflugscharen, zerschlagenem Geräth, Leichnamen von Männern und Pferden, welche die Eile des Angreifers hemmen. Zuletzt überwinden die Franzosen alle Hindernisse, der Bajonettkampf beginnt.

Eine Kugel trifft Egbert; er glaubt sein Ende gekommen, allein er fühlt keine Wunde, keinen stärkern

Schmerz. Seine Truppe sieht er jenseits der Barrikade auf dem Kirchhof geborgen; mit dem Degen sucht er die Bajonette abzuwehren, die sich gegen seine Brust richten. In der Rechten zerbricht ihm der Stahl, eine zweite Kugel trifft den erhobenen Arm; er nimmt den Degenstumpf in die Linke.

„Das ist ein Braver!" rufen die französischen Soldaten einander zu. „Schont seiner!"

„Ergeben Sie sich, mein Herr!" winkt ihr Führer Egbert zu. „Sie sind allein."

Sich umschauend gewahrt Egbert keine Hülfe in der Nähe. Todt oder verwundet liegen seine Leute neben ihm. Schwankend, schwindelnd, mit gelähmter Rechten steht er auf den Trümmern der Barrikade.

„Da haben Sie, was mir noch von meinem Degen bleibt", sagt er dem französischen Offizier.

Es ist der Oberst Boyeldieu vom vierten Linienregiment.

„Soldatenloos!" meint er scherzend zu dem Gefangenen. „Bei uns würden Sie das Kreuz der Ehrenlegion empfangen. Sie haben uns arg zerzaust."

Während die Franzosen sich zum Sturm auf den Kirchhof anschicken, wird Egbert durch Aspern nach der kleinen Brücke zur Lobau geführt. Er ist in bitterster, verzweifelter Stimmung. Gefangen — wäre er

lieber todt wie Hugo! Ja, es traf doch eine Kugel seine Brust? Warum tödtete sie ihn nicht? Prallte sie zurück? Er hat in die Brusttasche seines Waffenrocks gegriffen, um sich Gewißheit zu verschaffen, daß er noch im Besitz seiner Brieftasche und einigen Geldes sei; seine Börse hat er den Soldaten geschenkt, die ihn gefangen und mitleidig um seinen verwundeten Arm eine Binde geschlungen haben. Seine Finger berühren etwas Hartes; es ist der Knopf mit dem Opalstein, den ihm Christel gegeben — der Stein, der Jean Bourdon's Mörder kennt. Er hat ihn in der Brieftasche verwahrt; ihn hat die Kugel getroffen und zersplittert. Von dem Adler des Jupiters ist nichts mehr deutlich zu erkennen.

In anderer Lage welch ein ergiebiger Stoff für sein grüblerisches Gemüth! Jetzt denkt er nur an die Schmach der Gefangenschaft; ihn tröstet es nicht, daß die Soldaten, die ihn begleiten, ihn ihren Kameraden mit dem Ruf zeigen:

„Ein Hauptmann! Ein tapferer Mann! Vier Stunden hat er sich mit einer Hand voll Leute gewehrt!"

In seiner Niederlage sieht Egbert die Niederlage des ganzen Heeres gleichsam vorgebildet.

In dieser bangen Stunde hat sich in der That

das Schicksal der Schlacht entschieden; anders, als Egbert's Schwermuth es ahnt.

Der Marschall Lannes geht mit der Division St.-Hilaire zwischen Esling und Aspern vor. Anfangs im Glück, bringt er die Oesterreicher zum Weichen. Schon bereiten sich die Kürassiere zum letzten Stoß vor, um die erschütterte Linie ganz zu durchbrechen. Da ergreift der Erzherzog Karl in der Mitte der Grenadiere die Fahne des Regiments Zach und stürmt dem Gegner entgegen, hoch zu Roß, weithin sichtbar, ein leuchtendes Beispiel. Mit begeisternder Gewalt reißt es auch die Feigen, die Unentschlossenen mit sich fort. Der Generalissimus im Kampfgetümmel! Keiner will da zurückbleiben, Jeder den Kranz des Sieges oder die Ehre des Todes mit dem verehrten Feldherrn theilen. So kommt die Schlacht an dieser Stelle erst in das Gleichgewicht; dann, bei dem Eintreffen der Reserve von Breitenlee her, drücken die Oesterreicher mit immer stärkerem Gewicht auf die Franzosen. Von Minute zu Minute verliert Lannes an Boden. Er sendet einen seiner Stabsoffiziere an den Kaiser mit der Bitte um Verstärkung; noch einmal will er es versuchen, das Geschick, das sich gegen ihn erklärt, zu wenden.

Zur selben Zeit treffen dieser Bote und der blonde

Egbert bei der Ziegelbrennerei von Esling ein. Einige hundert Schritte südwärts von ihr ist die Brücke über den kleinen Donauarm nach der Lobau geschlagen.

Seitwärts von dem Hause, auf einem Feldstuhl sitzt der Kaiser, den Arm auf den neben ihm stehenden Tisch, der mit Karten und Ferngläsern bedeckt ist, auf den Arm das Haupt gestützt. Rings umher Adjutanten und Offiziere, lautlos die tobende Schlacht beobachtend. In weiterer Entfernung stehen die Diener, die Pferde am Zügel. Der ganze Raum von diesem Orte zur Donau und nach Esling zu ist mit den Regimentern der alten Garde angefüllt. Hakenförmig sind sie aufgestellt. Noch stehen diese stolzen Veteranen mit den hohen Bärenmützen unbeweglich, Gewehr am Fuß. Es ist die letzte, aber auch eine unbesiegliche Mannschaft, die Napoleon einzusetzen hat. Vor der Ziegelei, gegen Esling zu, ist eine Batterie von Zwölfpfündern aufgefahren, die Brücke vor einem plötzlichen Angriff von Enzersdorf her, das schon in der Gewalt Rosenberg's ist, zu sichern.

An ein Durchkommen ist hier nicht zu denken. Man bedeutet Egbert, stehen zu bleiben. Einige Offiziere aus der Umgebung des Kaisers nähern sich ihm in freundlicher, gefälliger Haltung. An diesem Tage ist ein gefangener österreichischer Offizier eine Seltenheit.

Wenige Schritte davon ist der Verbandplatz. Ein Arzt, der seine Armwunde untersucht, findet sie nicht gefährlich, da kein Knochen zerschmettert ist, und legt ihm einen Verband an. Theilnehmend drücken ihm die Franzosen ihre Bewunderung über die Tapferkeit der Oesterreicher aus.

„Diesmal ist es an uns, den Kopf hängen zu lassen", sagen sie zu ihm; „wir sind in eine schöne Mausefalle gerathen."

Der Kaiser hat den Abgesandten des Marschalls abschlägig beschieden. Im Galopp jagt derselbe in der Richtung auf Esling fort.

Aufblickend bemerkt Napoleon die österreichische Uniform Egbert's; er läßt den Gefangenen vor sich führen.

Mit der Linken, da er den rechten Arm in der Binde trägt und ihn nicht erheben kann, grüßt Egbert militärisch.

Das Auge des Kaisers, das ihn zuerst wie verschlafen angeblinzelt, erweitert sich plötzlich; das müde, übernächtige Gesicht erhält seine Spannung wieder.

„Ah, Sie sind es, mein Herr Heimwald! Ich erkenne Sie trotz Ihrer Uniform, trotz Ihrer Wunden. Woher?"

„Von Aspern, Sire."

„Wer schickt Sie her? Wo wurden Sie gefangen?"

„Oberst Boyeldieu vom vierten Linienregiment. In einem Hause, gegenüber der Kirche."

„Also hatten Sie das Dorf verloren?"

„Bis zur Kirche, ja."

„Wäre das gestern geschehen! Wer befehligt die Oesterreicher dort?"

„Der General Vacquant; westwärts vom Dorf der General Hiller, zu dessen Corps ich gehöre."

„Wo ist das Corps Bellegarde's geblieben, das sich gestern in Aspern schlug?"

„Es ist nach der Mitte abgeschwenkt."

Der Kaiser nickt.

„Ich merk's. Ihr Erzherzog lehrt mich heute, was jeder Cadet weiß: daß man einen großen Strom nicht im Angesicht von hunderttausend Mann überschreiten soll. Das ist ein Thorenstreich. Aber ich meinte mit den alten Oesterreichern zu thun zu haben. Hab' ich ein neues Deutschland vor mir? Ich werde auch damit fertig werden, ich werde."

Er war aufgestanden und verschränkte die Arme auf der Brust.

„Haben Sie viel verloren?"

„Von meinem Regiment den vierten Mann."

„Das ist heißer als in La Malmaison! Warum

sind Sie nicht bei Ihren Büchern geblieben? Bei der Wissenschaft? Sie ist die wahre Angelegenheit Deutschlands."

Hier wird das Gespräch unterbrochen. Der Generalmajor Berthier winkt Egbert, beiseite zu treten; auf schaumbedecktem Pferde kommt ein Reiter von der Lobau über die Brücke mit einer Depesche für den Kaiser.

Die Adjutanten, denen sich Egbert genähert, sehen sich an; noch einmal so sorgenvoll und ernst werden aller Blicke. Es ist aus, steht darin geschrieben, die große Brücke ist zerrissen. Niemand spricht.

Egbert streift den einen und will um Entschuldigung bitten, als dieser mit seinem Gruß ihm zuvorkommt. Es ist der Ritter Vittorio Zambelli. Mit eigenen Gedanken betrachten sie einander. Bist Du denn unsterblich? scheinen die düstern Augen Vittorio's zu fragen. Warum war keine Deiner Wunden tödtlich? Und Egbert wieder möchte zu ihm sprechen: Der Stein, der Dein Verbrechen gesehen, hat mir vorhin das Leben gerettet. Aber das allgemeine Schweigen bannt auch sie.

Der Kaiser hat die Meldung ohne Bewegung angehört; er gibt leise Berthier einen Befehl.

Dann kehrt er sich um und ruft:

„Mein Pferd!"

Voll leuchtet die Sonne ihm ins Gesicht. Es ist regungslos, von einer furchtbaren Starrheit. Auf dieser mächtigen marmorglatten Stirn, welche die schwarze Haarlocke finster beschattet, wohnen gewaltige Gedanken, aber nicht Gedanken des Segens, sondern des Fluches, nicht der Barmherzigkeit, sondern des Verderbens.

Rustan, sein Mameluk, hat ihm das Pferd vorgeführt; er schwingt sich auf. Mit der feinen schmalen Hand streut er die Körnchen Tabak in die Luft und folgt ihnen mit dem Auge, wie sie der Wind dahinweht; so wirft er Menschenleben und Menschenglück in den Abgrund seiner Schlachten. Von einer sonnendurchblitzten Staubwolke umflogen, wie der Kriegsgott Homer's, sprengt er über das Marchfeld zu seinen kämpfenden Legionen, die dienstthuenden Adjutanten, unter ihnen Vittorio, hinter ihm her.

Geblendet und erschüttert steht Egbert. Ihm ist es, als nagle ihn dieser unerbittliche kalte Blick, der Alles zu erfassen, aber nichts zu empfinden scheint, selbst mit dem schwachen Strahl, der ihn getroffen, am Boden fest.

Kaum ist Napoleon davongeritten, so wird es laut um Egbert.

„Davoust kann nicht über die Donau; die Brücke ist vollkommen zerstört!"

„Und dabei fängt die Munition an zu fehlen. Verwünschter Tag!"

„Wir stecken alle in einem Sack; schnürt ihn Ihr General nur fest zu — vogue la galère. Wir liegen für alle Ewigkeit auf dem Grunde der Donau."

„Das ist nun das Ende der ewigen Menschenschlächterei."

„Hätt' ihn die Pest in der syrischen Wüste getödtet", murmelt ein alter Oberst. Eben hat er gehört, daß sein Sohn getödtet worden.

Berthier sitzt mit kummervollem Gesicht am Tische und schreibt die Befehle des Kaisers nieder.

Schon fängt sich der Rückzug der Armee bemerklich zu machen an. Der Verbandplatz ist mit Schwerverwundeten überfüllt. Sie geben schreckliche Schilderungen von dem Gemetzel, das in der vordersten Schlachtreihe wüthet.

Immer näher rast die Kriegsfurie.

Aspern ist wieder von den Oesterreichern erstürmt worden. In aufgelösten Haufen flüchten die Franzosen. Zu der einzigen Brücke, die nach der Lobau führt, drängt sich Alles. Kaum vermögen in diesem rasenden Getümmel blutender, erschöpfter, nach Rast und Rettung verlangender Soldaten die Führer noch eine leidliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Die österreichischen

Gefangenen werden zunächst hinübergeschickt. Egbert will sich seinen Kameraden anschließen, aber Berthier bedeutet ihn, diesseits der Brücke zu bleiben.

„Der Kaiser hat mit Ihnen gesprochen", sagt er; „es ist sehr möglich, daß er bei seiner Rückkehr nach Ihnen verlangt."

Vor Müdigkeit und Blutverlust sinkt Egbert an der Brücke auf einem Breterhaufen, der seit dem Bau dort liegt, nieder. Von allen Seiten umtobt ihn das Kampfgeschrei, der Donner der Kanonen, das Gestampfe der Rosse. Vor ihm ist die Brücke mit Flüchtigen, mit Halbtodten, die darauf niedersinken, mit Pulverkarren, mit Geschützen verstopft. Wüster, regelloser wird die Flucht.

In unerschütterlicher Ruhe, ein bewunderungswürdiger Anblick, steht nur die Garde. Ihre Soldaten lachen und verspotten die Fliehenden.

„Heute hat der kleine Corporal seine Sache schlecht gemacht", heißt es. „Künftig wird er nicht mehr brummen, wenn einem Andern eine Geschichte mißräth. Er weiß nun auch, wie's schmeckt und wie die Flöhe beißen!"

„Rennt doch nicht so, Ihr verliert ja die Sohlen", höhnen Andere den Flüchtigen zu.

„Und die Hosen obendrein!"

„Als ob man im Wasser nicht ebenso gut sterben könnte wie im Feuer!“

„Nein mein Alter, das sind Kröten, die kommen glücklich durch jeden Sumpf.“

Auf der Brücke ist indessen das Getümmel, der Knäuel unentwirrbar geworden. Schon suchen die Stärkern, um sich Bahn zu brechen, die Schwächern hinabzustoßen. Von den daherrasselnden Kanonen werden Einzelne, die nicht ausweichen können, überfahren. Andere klettern über die Karren und die Verwundeten. Unsagliches Geschrei und Gewimmer, das Toben dieser, der Jammer jener schallen gellend durcheinander. Zu gleicher Zeit sieht und hört man die Hölle.

Der Kaiser ist zurückgekommen, über und über mit Staub und Schmuz aus den Wasserlachen bedeckt, durch die er geritten.

„Lannes ist verwundet“, sagt er halblaut zu Berthier, der eine Bewegung des Schreckens und des Mitleids nicht unterdrücken kann.

Mit dem undurchdringlichen Gesicht geht er an der Front seiner Garde vorüber, wie ein Spieler, der in der Hand den letzten Einsatz wägt, kein leidenschaftlicher, sondern ein überlegender, kaltblütiger Spieler. Kein „Vive l'empereur!“ empfängt ihn. Tadellos, aber schweigend, kerzengerade, das Gewehr präsentirend, stehen

die Veteranen. Ihr Verstummen ist seine härteste Verurtheilung.

„General Mouton!“ ruft der Kaiser.

Der General tritt vor.

„Mein braver Mouton“, sagt Napoleon und faßt ihn an einem Kopf seiner Uniform, in hastigen, tonlosen Worten, „rettet das Heer. Unser Schicksal hängt an einem Faden. Ich komme aus Esling. Die Oesterreicher werden es stürmen, wie sie Aspern erstürmt haben. Nehmt die Füsiliere der Garde. Es sind die Soldaten von Eylau. Haltet das Dorf. Laßt Euch auf seinen Trümmern tödten. Bedenkt, bricht der Feind auch auf jener Seite nach unserer Brücke durch, so sind wir verloren. Eilt! Ich kenne Euch. Ihr werdet meine Hoffnung nicht zu Schanden machen!“

Der General nickt und geht. Er hat ein deutliches Zeichen von der fieberhaften Unruhe des Gewaltigen: der Kaiser hat ihm den Knopf von der Uniform gedreht.

Während die Regimenter sich in Bewegung setzen, um die Kämpfer in Esling zu unterstützen, hat Napoleon weitere Anordnungen getroffen. Ein Uebergang über die eine Brücke mit solchen Massen, diesen Kanonen, Karren und Wagen, auch wenn man die ganze Bagage dem Feinde opfern wollte, ist nur in der Dunkelheit

möglich, die dem Gegner den Rückzug verbirgt. Napoleon rechnet dabei auf die übermäßige Vorsicht des Erzherzogs; er wird nach den empfindlichen Schlägen, die auch er trotz seines Siegs erhalten hat, am wenigsten in der Nacht das alte österreichische Wort, daß man dem Geschlagenen goldene Brücken bauen müsse, Lügen strafen. Aber bis zur Dunkelheit muß man Stand halten. Dringen die Oesterreicher über die beiden Dörfer hinaus vor und erkennen das unbeschreibliche Irrsal, in dem sich längs der Donau die französischen Heerestrümmer auf und nieder treiben, so ist es um die Armee geschehen.

In zwei Linien wird die Reiterei vorgezogen, die eine zwischen Aspern und Esling, die andere zwischen Esling und dem Ufer. Dahinter rückt die Garde. Das Geknatter der Flintenschüsse hat fast ganz aufgehört. Nur von Aspern her schallt es noch zuweilen. Um die letzten Häuser am Südende des Dorfes tobt der Einzelkampf.

Es ist fünf Uhr Nachmittags.

Länger als zwei Stunden gilt es an diesem sonnigen Maitage für die Franzosen noch in ihrer schwierigen Stellung auszuharren. Und sie wird immer bedenklicher. Eine furchtbare Kanonade erhebt sich. Die Oesterreicher haben ihre zahlreiche Artillerie in die

vorderste Linie gebracht und überschütten die Feinde mit einem Hagel von Kugeln und Kartätschen.

Dicht um den Kaiser fliegen die Kugeln. Langsam verläßt er seinen Standort und nähert sich der Brücke. So weit war seine Schlachtreihe zurückgewichen, daß zwischen ihr und dem Flusse nur der schmale Raum einer Viertelmeile war. Zu Tausenden lagen die Verwundeten umher. Minute um Minute mehrt sich ihre Zahl. Nach Wasser schreien alle. Die Aerzte und ihre Gehülfen genügen nicht zum kleinsten Theil den Bitten, Klagen, Forderungen, die an sie gestellt werden. Die Brücke selbst ist nicht mehr überschreitbar. Zerbrochenes Heergeräth bedeckt das ganze Ufer. Die Grenadiere haben ihre Tornister, die Reiter ihre Kürasse abgeworfen, um schneller laufen zu können. Verwirrt, verstört werfen sich viele in den Fluß, um an das jenseitige Ufer zu schwimmen, wo sie sich geborgen wähnen.

Bis zu dem Bre erhaufen, auf dem Egbert — längst nicht mehr allein — sitzt, ist der Kaiser vorgegangen. Egbert springt herab, die Andern rühren sich nicht.

Aschgrau ist die Gesichtsfarbe Napoleon's; sein kleiner Hut sitzt ihm tief im Nacken. Es ist, als ob sich ihm alle Haare darunter sträubten.

„Wasser!" sagt er.

Ehe die Diener und Adjutanten den Befehl vollführen können, ist Egbert zum Fluß gegangen und hat in seinem Hut Wasser geschöpft.

Er bietet es dem Kaiser an.

Zwei-, dreimal fährt Napoleon mit der nassen Hand über sein Gesicht.

„Das erfrischt!"

Mit gekreuzten Armen betrachtet er das entsetzliche Schauspiel vor sich. Um seinen Mund zuckt ein Zug der tiefsten Verachtung.

„Was ist das?" fragt er Zambelli. „Alles fort! „Fegt die Brücke rein! In den Fluß, wer nicht hinüber kann!"

Zu Pferde mit geschwungenen Pallaschen traben die Feldgendarmen einher. Ein Wehegeheul, das eine Weile den Kanonendonner der Oesterreicher übertönt, gellt Egbert zerreißend ins Ohr. Ohne Gnade wird Alles von der Brücke getrieben, fortgestoßen, mit Säbelhieben, von den Hufen der Rosse. Leichname, Waffen, Karren, Laffetten treiben im hochgeschwollenen Strom. Viele Unglückliche kämpfen umsonst mit den Wellen.

Nach einer halben Stunde ist die Brücke frei.

Egbert ist nach dem Verbandplatz hinübergeeilt, um nicht Zeuge dieser Schrecknisse zu sein. Er kommt nur, um andere Greuel zu sehen.

So eben sind zwei schwerverwundete höhere Offiziere auf Tragbahren aus dem Getümmel gebracht worden. Eine österreichische Uniform; Egbert arbeitet sich durch das Gedränge. Der Verwundete ist der General-lieutenant Weber. Vom Pferde stürzend infolge seiner Verwundung, ward er gefangen.

„Bedauern Sie mich nicht, Herr Kamerad“, spricht er mit gebrochener Stimme zu Egbert. „Das ist ein großer Tag! Wir haben den Unüberwindlichen geschlagen. Was liegt da an unserem Tode?“

Die beiden Oesterreicher hat man sich selbst überlassen. Alle sind nach der andern Bahre gestürzt. Auf einem Reitermantel ruht dort, in glücklicher Besinnungslosigkeit, mit zerschmetterten Knieen der Marschall Lannes. Seine Begleiter haben ihn aufmerksam gemacht, daß er zu Pferde an der Spitze seiner Infanterie den feindlichen Kugeln eine willkommene Zielscheibe darböte. Ihrem Drängen nachgebend steigt er ab. In demselben Augenblick erreicht ihn die tödtliche Kugel. Mit Blitzesschnelle fliegt die Trauerkunde durch das Heer und trägt zu der allgemeinen Entmuthigung und dem Unwillen gegen den Kaiser bei. Lannes ist einer der edelsten und tapfersten Waffengefährten Napoleon's aus seinem ersten Wunderfeldzug in Italien. Unter den Soldaten gilt er für einen Republikaner trotz seines

Marschallsstabes. Die Krieger, die ihn dahergetragen, können sich kaum der Thränen enthalten, als der gräßliche Schmerz bei der Amputation, welche die Aerzte vornehmen, den Unglücklichen aus der wohlthätigen Erstarrung reißt und seinen Lippen dumpfe Jammerlaute erpreßt. Ach, was will das Klaggeschrei dieses Einen, so tapfer und so heldenmüthig er war, gegen das unermeßliche Weh bedeuten, das von dieser Ebene zu der sinkenden Sonne schreit, winselt und heult!

Ehe er nach der Lobau hinüberreitet, um dort einen geeigneten Lagerplatz für das besiegte Heer während der Nacht zu suchen, tritt Napoleon zur Bahre des Jugendfreundes. Krampfhaft schließt er ihn in seine Arme.

„Sie verlieren Ihren besten Freund", sagt Lannes mühsam. „Leben Sie glücklich und retten Sie das Heer."

„Sie werden nicht sterben", entgegnet Napoleon. „Sie müssen gerettet werden."

„Wozu? Um in einer neuen Schlacht zu sterben?" erwidert ihm der Marschall, den Kopf ein wenig erhebend, mit vorwurfsvollem Blick. „Oder sind Sie in dieser fürchterlichen Niederlage zur Besinnung gekommen? Auf Eylau Aspern! Möge es Ihnen eine Mahnung

sein! Sie haben die Blüte Frankreichs Ihrem Ehrgeize geopfert. Wehe, daß ich Ihnen dazu in Italien siegen half! O meine Träume und Hoffnungen! An mir ist wenig gelegen, ich war immer ein Soldat, als solcher sterbe ich. Aber Frankreich, Sire! Es wird die Folgen Ihrer Eroberungssucht schwer büßen, es büßt sie schon. Möge es Ihnen dereinst nicht fluchen und dieser Fluch das Ende Ihrer Laufbahn sein!"

Sein Haupt sinkt zurück.

So leise hat er gesprochen, mit röchelnder Stimme, daß nur der Kaiser allein ihn hat verstehen können.

Eine Weile hält Napoleon noch die Hand des Sterbenden gefaßt, dann läßt er sie los und wirft sich auf sein Pferd. Wie ein Blitz saust er über die Brücke dahin. Mit der kurzen Reitpeitsche schlägt er in die Luft, als wolle er Gedanken und Gespenster von sich abwehren.

Mit ungeschwächter Kraft dauert das Geschützfeuer der Oesterreicher fort, aber unerschüttert von ihm bleiben die Grenadiere der alten Garde. So viele ihrer niedergestreckt werden, die andern schließen sich nur um so fester zusammen. Einen Vorstoß wagt der Erzherzog nicht; sei es, daß ihm die Streitkräfte fehlen, sei es, daß er den besiegten Napoleon noch mehr als den siegreichen fürchtet.

Zunächst werden die Bahren mit den Verwundeten über die Brücke nach der Lobau geschafft; Egbert bleibt neben der Bahre des Generallieutenants Weber.

Jenseits auf der Insel wiederholt sich das traurige Schauspiel menschlichen Elends, der Zerstörung und Verwirrung, welches das Ufer des Marchfeldes darbietet.

Hier lagern die hungernden, erschöpften, halb aufgeriebenen Regimenter, die seit der Mitte des Tages von den Dörfern hinübergeschickt worden sind, weil sie nicht mehr kampffähig waren. Am Strande, Esling gegenüber, ist eine Batterie aufgepflanzt, um die vordringenden Oesterreicher in der Seite zu fassen. Auch gewährt das Walddickicht der Au manchen Schutz und die Möglichkeit einer wirksamen Vertheidigung. Aber die Soldaten haben das Vertrauen und den Zusammenhalt verloren, die Führer sind mißmuthig und unzufrieden.

Ueberall die heftigsten Anklagen und Spottreden gegen den Kaiser. Und im Grunde überzeugt sich Egbert, der die ganze Insel bis zu dem großen Donauarm durchwandern muß, daß die Soldaten mit ihren Beschuldigungen nicht im Unrecht sind. Es ist nicht die Niederlage sowohl als der Mangel an Voraussicht, die Noth, in die man sie gestürzt hat, die sie erbittern. Es

gebricht an Munition, an Lebensmitteln, an Verbandzeug. Leichtsinnig und übermüthig, der Natur spottend, weil seine Phantasie über ihre Gesetze sich hinwegschwingt, hat der Kaiser den Bruch seiner einzigen Brücke für unmöglich erklärt. Alles, was er brauchte, und noch mehr würde ihm darüber mit Leichtigkeit zugeführt werden können. Nun hat der Strom seinen Willen durchgesetzt und dem neuen Xerxes seine Ohnmacht bewiesen. Wenn es ihm beliebt, kann er in seiner Wuth die Donau peitschen lassen, wie der Perserkönig den Hellespont.

Die Barken und Kähne, die von Ebersdorf mit Lebensgefahr der Schiffer über das Wasser kommen, bringen wohl Zwieback, Wein und Branntwein nach der Au, aber das sind Tropfen, die sich im Meer verlieren. Ueberdies droht die hereinbrechende Dunkelheit der Nacht auch diesen dürftigen Verkehr aufzuheben. Ein heftiger Wind braust über die wildbewegte Flut hin. Den Offizieren, die Egbert besorgt um seine Meinung fragen, muß er die für sie trostlose Antwort geben, daß an ein merkliches Sinken der Gewässer vor zwei Tagen nicht zu denken sei.

Fortgerissen von den Wellen treiben die Schiffe, aus denen die Brücke gebildet wurde, stromabwärts, nur der wenigsten haben die Franzosen wieder habhaft werden können. Die Lobau selbst ist von den Wassern

heimgesucht und an manchen Stellen unwegsam geworden. Hier und dort sind Sümpfe entstanden, die trockenen Rinnsale, welche den Boden durchschneiden, haben sich plötzlich mit Wasser gefüllt und gleichen wilden, vom Gewitterregen geschwellten Gebirgsbächen. Bald müssen die Soldaten einen Umweg machen, bald mitten durch das Wasser waten.

In dieser Noth welch eine Nacht! Die österreichischen Gefangenen sind nach dem Punkte, wo noch am Mittag die große Brücke sich befand, geführt. Zum Glück sind ihrer nur wenige; sie haben einige Feldflaschen und Rationen gerettet und wissen sich zu behelfen. Die Franzosen, denen ihre Bewachung anvertraut ist, achten ihrer kaum; sie sind auf der Jagd nach Lebensmitteln und Reisig, um Feuer anzuzünden. Auch ist eine Flucht unmöglich; vor ihnen der Strom, hinter ihnen die von Feinden starrende Insel. Egbert hat von einem Soldaten einen grauen Mantel erstanden und sitzt, eingehüllt darin, auf einem umgeschlagenen Baumstamm an der Bahre seines Generals, der im Wundfieber ächzt und stöhnt. Vor ihm der brausende Strom.

Mit zitterndem, schwachem Lichte leuchten die Feuer, die auf dem jenseitigen, dem rechten Ufer in und vor Ebersdorf angezündet sind, durch die Dunkelheit und den Sturm der Nacht hinüber. Finster geballt jagen

am Himmel die Wolken hin. Kaum daß ein und ein anderer Stern aus ihnen emportaucht. Rings umher zittert die Erde.

Die große Armee vollzieht ihren Rückzug nach der Lobau. Am Waldsaum flammen Bivouacfeuer auf; die Gewehre werden zusammengestellt, ein wüstes Stimmengebrause verschmilzt zu unbeschreiblichen Tönen mit dem dumpfen Rauschen der Donau. Halb erscheint das Ganze Egbert wie ein verworrener furchtbarer Traum, halb wie ein phantastisches Bild des Weltuntergangs. Seine Wunden fangen an zu brennen, wie gebrochen fühlt er sich an allen Gliedern. Nur die Fülle der ihm innewohnenden Kraft, die Hoffnung, die ihn nicht verläßt, so unwahrscheinlich sie auch der verständigen Ueberlegung dünken mag, heute noch das rettende Ufer zu berühren, hält ihn noch aufrecht. Sind dann nur erst seine Wunden geheilt, eine längere Gefangenschaft fürchtet er nicht. Die Franzosen werden sich beeilen, die gefangenen Offiziere auszuliefern; sie haben mehr eingebüßt als die Oesterreicher. Daß der Erzherzog Karl nicht schneller den Weichenden nachgedrängt, ist Egbert ein Räthsel und erscheint ihm von schlimmer Vorbedeutung.

Eins ist sicher und in allem Leid ein Trost: er hat die erste Niederlage Napoleon's gesehen.

Von den französischen Offizieren erfährt Egbert, daß der Kaiser an der Aspernbrücke in der Dämmerung einen Kriegsrath gehalten hat, gegen seine Gewohnheit. Er will die Schuld, Frankreich um seine schönste Armee gebracht zu haben, nicht allein tragen, meinen sie.

Von den Marschällen sind einige der Ansicht gewesen, die Lobau um jeden Preis zu verlassen und lieber das gesammte Heergeräth und das Geschütz aufzugeben, als das Heer länger in dieser bedenklichen Lage einem ungewissen Schicksal auszusetzen. Massena und Napoleon haben des Gegentheil behauptet und ihre Meinung ist durchgedrungen.

„Wir leben von der Gnade des Erzherzogs Karl", sagen die Offiziere, die offenbar mit dem Beschlusse des Kriegsraths höchlich unzufrieden sind.

Es war nach elf Uhr, als der Kaiser zu Fuß bei den Trümmern der zerstörten Brücke eintraf, in seinem Mantel, nur von Berthier begleitet.

Trotz der Vorstellungen, die man ihm wegen der Gefährlichkeit der Ueberfahrt machte, wollte er keinen Augenblick mehr auf der Lobau verlieren. Ob ihn nun die Furcht ängstigte, hier abgeschnitten zu werden, ob ihn der Gedanke leitete, daß er nur vom rechten Ufer aus, im Besitze Wiens und seiner reichen Hülfsmittel, seinem Heere Erleichterung und Rettung schaffen

könne, er bestand darauf, auf der Stelle hinüberzufahren.

Eine Barke ward leicht gefunden, auch eine Anzahl französischer Pontonniere, welche die Führung des gebrechlichen Fahrzeugs übernahmen, aber sie kannten den Strom nicht und hegten bei der starken, fast unwiderstehlichen Strömung die Besorgniß, weit hinunter flußabwärts getrieben zu werden, statt bei dem Schneidergrund vor Ebersdorf zu landen.

„Wo ist der gefangene österreichische Hauptmann Heimwald?“ fragt Napoleon. „Der junge blonde Mann, mit dem ich bei der Ziegelei sprach?“

Aus einem unruhigen Halbschlummer wird Egbert von Berthier aufgeweckt.

Schlaftrunken erscheint er vor dem Kaiser.

„Sie kennen die Donau und die Umgebung“, sagt ihm Napoleon. „Sie haben in den Tuilerien mit mir darüber gesprochen. Ich will nach Ebersdorf, vor Mitternacht. Hier ist ein Schiff, hier sind Ruderer. Wollen Sie das Steuer führen?“

„Wenn es Eure Majestät befehlen, will ich es mit dem linken Arm versuchen.“

„Man wird Sie unterstützen und Ihre Gebote pünktlich befolgen.“

Die Leute sind bereit; während sich Egbert nach

Möglichkeit mit ihnen verständigt, ist der Kaiser mit Berthier eingestiegen. Fast bricht er auf der Bank zusammen. In dem düstern Licht der beiden Fackeln, welche zwei der Schiffsknechte halten, um die Fahrt zu erhellen, hat er etwas Gespenstisches. Die Unordnung seiner Kleidung, die Verstörtheit seiner Züge, die Ueberanstrengung seines ganzen Wesens erhöhen diesen Eindruck.

Mit den Händen das Gesicht verhüllend, bricht er in ein gellendes Gelächter aus.

„Das ist auch etwas, eine Schlacht zu verlieren, nachdem man dreißig Schlachten gewonnen!"

Hin und her auf den Wogen schwankt der Kahn; aber die Leute sind kräftig und geübt, Egbert hält die Richtung.

„Sie sollen nicht zu früh frohlocken", fährt Napoleon im halben Selbstgespräch fort. „Ich bin noch nicht vernichtet. Ich bin noch jung, ich werde noch viele Kriege führen."

Nun schreckt er wie aus einem Traume auf.

„Die Kürassiere vor! Was zögert Ihr? Drauf, drauf! Alle in die Batterien hinein! Was sind mir hunderttausend Menschen? Eine halbe Ernte! Ein paar Sommertage erzeugen eine neue."

Die Ruderer, ganz bei ihrer Arbeit, hören nicht

auf ihn. Berthier hat sich neben Egbert an das Steuer gestellt.

„Wie steht's?“ fragt er.

„Wir sind über die Mitte des Stroms hinaus“, antwortet Egbert. „Wir werden bei Ebersdorf landen, mein Fürst.“

„Ihr Beistand ist uns von außerordentlichem Nutzen gewesen, Herr Hauptmann. Was kann ich für Sie thun?“

„Wenn Sie, mein Fürst, mich auf Ehrenwort nach meiner Wohnung bei Schönbrunn entlassen wollten —“

„Um Ihrer Wunden zu pflegen. Bewilligt, Herr Hauptmann, bewilligt.“

„Leuchtet“, ruft Egbert, „hier ist eine Sandbank.“

Die Fackelträger treten zu ihm.

Allein, im Schatten sitzt der Gebieter und der Schrecken Europas, hülflos gegen das grollende Gewässer um ihn, unter ihm. Indem sie alle nach der einen Seite halten, um von der Sandbank fortzukommen, schlagen die Wellen in den Nachen und benetzen seine Füße. Halb von seinen Schultern gefallen, ruht der Mantel auf seinen Knieen. Unverständliche Worte, Befehle, Flüche murmelt Napoleon. Es scheint

ihm unglaublich, daß die Glücksgöttin ihrem verzogenen Liebling den Rücken gewendet haben sollte.

„Will dieser Tag nicht enden?“ ruft er. „Noch nicht hinüber? Eilt Euch, Ihr Trägen. Wenn ich in Asien wäre! Tamerlan überbrückte die Ströme mit Leichen. Ich will schlafen, schlafen! O Asien! Warum habe ich es verlassen?“

„Wir sind zur Stelle“, sagt Egbert zu Berthier. „Dort ist der Schneidergrund.“

Der Schimmer, der vor den Fackeln hergeht, hat die Posten am rechten Ufer schon aufmerksam gemacht, daß in dem nahenden Kahne sich ein hervorragender Mann befinden müsse. Diener, Gendarmen, der General Savary — halb Diplomat, halb Polizeihauptmann — sind mit Wagen und Pferden gekommen.

Napoleon ist aufgestanden und steht aufrecht an der Spitze des Nachens. Alles an ihm zeigt die verlorene Schlacht; Wetterwolken dräuen auf seiner Stirn. Von allen Seiten lodern und glühen Fackeln, Feuer, Lichter. In Ebersdorf schlägt es Mitternacht. Es ist, als ob der Fürst der Unterwelt aus dem Schooß der ewigen Finsterniß über den stygischen Fluß daherkäme.

„Hauptmann Heimwald!“

„Sire!“

„Predigen Sie mir noch den Frieden mit den

Deutschen? Die Deutschen, die prahlen werden, mich besiegt zu haben! Zwischen mir und Deutschland gibt es keinen Frieden. Sie haben heute einen stolzen Tag gehabt und mich zu Dank verpflichtet. Morgen ist mein Tag. Morgen und die Zukunft! Ich werde doch noch nach Indien gehen und am Ganges die Herrschaft der Engländer vernichten. Gute Nacht!"

In dem Getümmel der Offiziere und Diener, das ihn umgibt, ist er Egbert entschwunden; kaum hat er auch wohl eine Antwort von dem Gefangenen erwartet.

Wie ein Schiffbrüchiger kommt sich Egbert vor. Wohin sich wenden? Wie diesem Tumult entfliehen?

Da ruft einer seinen Namen; es ist Desronais, welcher von Fouché der Feldpolizei beigegeben ist.

Wenige Worte genügen beiden zur flüchtigsten Mittheilung. Desronais verspricht dem Freunde einen Wagen zu schaffen, der ihn nach Hietzing führen wird.

„Sie haben ihn über den Strom gebracht?" sagt er dann. „Hm, seine zurückgelassenen Garden plündern eben das Schloß in Ebersdorf rattenkahl! Sie hofften, er würde nicht wiederkommen. Ist er nicht ein Tollhäusler? In einen Sack hättet Ihr ihn stecken sollen und ins Wasser werfen. In einen Sack nach tür-

kischer Art! Hübsche Flut heute! Hätte ihn ins Meer hinausgespült. Ihr hättet Frieden und wir hätten die Freiheit. Die Menschen sind allgesammt Feiglinge, Narren und Sklaven. Eine so einzige Gelegenheit zu versäumen!"

Drittes Kapitel.

Schwere traurige Monate, der Frühling und der Sommer, sind vorüber. In den bunten Farben des Herbstes, scheinbar im glänzenden Festkleide, steht der Wald. Schon fallen in diesen ersten Octobertagen die Blätter von den Bäumen im Park zu Schönbrunn.

Noch immer beherbergt das stattliche, gelblichweiß glänzende Kaiserschloß den Welterschütterer, aber jetzt statt des Besiegten von Aspern den Sieger von Wagram. Der fünfte und sechste Juli hatten die Schmach ausgetilgt, welche jene beiden Maitage seinen Adlern zugefügt. Nicht so vollständig, wie er es gewünscht, denn die Trophäen waren zu ärmlich, um mit denen von Austerlitz und Jena verglichen werden zu können, und nicht geschlagen, sondern in stolzer und aufrechter Haltung hatten sich die Oesterreicher vom Schlachtfeld

zurückgezogen. Aber es war ein unbestreitbarer Sieg; er hatte das Marchfeld erobert und, den Feind nach Mähren verfolgend, ihn vor Znaim, wenige Tage nach dem Treffen, zum Waffenstillstande gezwungen.

Langwierige endlose Friedensverhandlungen schleppten sich seitdem zu Ungarisch-Altenburg fort. Und da die Minister, Metternich von österreichischer, Champagny von französischer Seite, dort mit Schreiben und Reden nicht aus der Stelle rückten, hatte der Kaiser Franz aus seinem Hoflager zu Totis in Ungarn erst Bubna und dann Johann Liechtenstein, den „ersten Soldaten von Aspern", zu Napoleon selbst gesendet, in der Hoffnung, mit dem Herrn leichter als mit seinen Dienern zum Schlusse zu kommen.

Die Hoffnungen, mit denen Oesterreich den Krieg begonnen, die Männer, die ihn geführt haben, sind auf der Schicksalswage zu leicht befunden worden. Verweht in leere Luft sind die einen, vom Schauplatz zurückgetreten die andern. Niemals wird Oesterreich wieder nach der Aufrichtung des alten deutschen Reichs, nach der deutschen Kaiserkrone der Habsburger streben und ringen; jüngern Kräften muß es diese Aufgabe überlassen, wenn nicht gar, wie sich Egbert jetzt oft in schwermüthigen Anwandlungen sagt, das Ende Deutschlands herangenaht ist. Nur dem Namen nach führt

der Graf Stadion noch das Steuerruder des Reichs; die eigentliche Leitung der Geschäfte ist dem Grafen Clemens Metternich überlassen. Friedfertig und ruheliebend von Natur und Gewohnheit, will der nichts von den abenteuerlichen, aber hochherzigen Plänen, von dem heroischen Schwunge seines Vorgängers wissen Er ist kein Napoleonshasser. Im Bunde mit dem Mächtigen sieht er einzig und allein die Zukunft, die Sicherheit und das Glück Oesterreichs, Deutschland ist für ihn ein Name, eine geographische Bezeichnung, er hat kein Herz dafür. Wenn er sich für etwas erwärmen kann, so ist es für seine eigene Größe und einen ausschließlich österreichischen Staat.

Der Jammer der Niederlage, die Vernichtung so glänzender Luftschlösser, der Uebermuth der Feinde, die Noth des Allgemeinen wirkten hindernd und hemmend auf Egbert's Genesung ein. Erst in den Morgenstunden des dreiundzwanzigsten Mai hatte ihn Desronais in dem Hause zu Hietzing der Pflege Magdalenens übergeben können. Schon schien ihn der Tod gezeichnet zu haben. Die übermenschliche Anstrengung der beiden Kampftage hatte noch gefährlicher als seine Wunden seine Gesundheit untergraben. Viele Wochen lag er auf der Grenze des Lebens in Fieber und Entkräftung. Die erfahrensten Aerzte umstanden

sein Bett, ohne Hoffnung und Trost spenden zu können.

Als endlich die Gewalt der Krankheit wenigstens gebrochen war, als sie sich in sich selbst erschöpft hatte, brachten die traurigen Kunden von dem Abschluß des Waffenstillstandes und dem Beginn der Friedensverhandlungen die kaum eingetretene Genesung Egbert's wieder zum Rückgang.

Die tiefe Schwermuth der Seele ließ den Körper nicht zur alten Kraft gedeihen. Zu stark und grausam hatte das Geschick in das zarte Gefüge dieses Herzens gegriffen. Nicht auf die Dauer vermochte die zärtlichste Liebe Magdalenens schmerzlich schreckliche Erinnerungen zu verscheuchen. Zu den Bildern der Vergangenheit gesellten sich trübe Vorstellungen der Zukunft. Was von dem österreichischen Heere herüberdrang, lautete trostlos. Seine Widerstandskraft war gebrochen; ansteckende Krankheiten rafften es in den Ebenen Ungarns hin. Das Schlimmste von Allem: Graf Ulrich Wolfsegg galt seit der Schlacht bei Wagram für einen Verschollenen. Die Einen behaupteten, ihn als Leiche gesehen zu haben, die Andern wollten wissen, daß er in die Hände der Franzosen gerathen und nach einer Festung im Innern Frankreichs abgeführt worden sei.

Von einem so wichtigen Gefangenen hatte man

indessen im französischen Hauptquartier nicht die geringste Kenntniß. Egbert erfuhr es durch die Adjutanten Berthier's. Dieser hatte des jungen Hauptmanns nicht vergessen und wiederholt während seiner Krankheit Erkundigung über seinen Zustand einziehen lassen; eine Rücksicht, welche auf das Benehmen der wechselnden Einquartierung im Hause den günstigsten Einfluß übte.

So hatte denn dieser unerbittliche Krieg nicht nur den liebsten Jugendfreund, sondern auch den würdigsten und großherzigsten Mann, seinen Führer auf dem Lebenswege, als Opfer gefordert, einen Mann, den er vielleicht dereinst noch mit zärtlicherem Namen genannt hätte! Magdalenens Vater — welche unselige Offenbarung stand dem vielgeprüften Mädchen noch bevor, wenn sie erfuhr — und sie mußte es doch einmal erfahren! — wie nahe ihr der gewesen, in dem sie bisher nur einen ihr entrissenen Freund und Beschützer beweint hatte.

Die Erinnerungen wie die Ahnungen färbten die Gegenwart doppelt trübe.

An einen Wiedereintritt Egbert's in das Heer war nicht zu denken. Wenn auch Berthier seine Auslieferung auf der Stelle bewirkt haben würde, so widersetzten sich doch die Aerzte einer solchen That. Nur

zu bald, auf kurzen Spaziergängen, überzeugte sich Egbert selbst, wie wenig seine Kraft noch den Beschwerden und der Mühsal des Lagerlebens gewachsen sei. Von allen Seiten vernahm er, daß die Männer, welche eine Neugestaltung Oesterreichs in dem unfreien Geiste der ersten Jahre des Kaisers Franz herbeiführen wollten, mit der Auflösung der Landwehren, mit der Entlassung der Freiwilligen und der fremden, in das Heer eingetretenen Offiziere ihr Werk des Unheils beginnen würden. Anstatt die Waffe eines Volksheeres, die ihnen einen so wunderbaren Glanz verschafft hat, auszubilden, so spottete Desronais, zerbrechen sie dieselbe eiligst wieder. Siegen möchten die Könige wohl, aber nicht mit dem Schwerte der Revolution, und ohne dieses, ohne ein Volk in Waffen wird keine Schlacht mehr gewonnen werden.

Sie saßen zusammen auf der halbrunden Steinbank unter den alten Linden, dem schönsten Schmuck des großen Gartens, der sich hinter dem Hause bis zu der dunkel bewaldeten Berglehne des kaiserlichen Thiergartens ausdehnte.

Hier war auch Hugo die letzte Ruhestätte bereitet worden. Ein Marmorstein, der in schwarzen Buchstaben seinen Namen und den Tag und den Ort seines heldenmüthigen Todes anzeigte, zierte das Grab. Schon

fing der Epheu es mit seinen immergrünen zärtlichen Ranken zu umspinnen an.

Vergebens suchte Magdalene den Freund von einer Stelle wegzulocken, die seine Melancholie mit süßen Schmerzen nährte, stets kehrte Egbert hierher zurück; ihm war es, als ruhe nicht allein der Freund, sondern seine eigene Jugend und der Ruhm seines Vaterlandes unter diesem Stein.

Die Unthätigkeit, zu der er sich verdammt sah — denn was hätte er bei der Nähe und dem Druck des Feindes unternehmen sollen? — ließ keine frische Gedankenströmung in ihm aufkommen. Selbst das wohlige Gefühl der Genesung trug ihn nicht über Verstimmung, Enttäuschung und Lebensüberdruß empor. Aermlich erschienen im Vergleich mit den Gütern, die er verloren, die Schätze, die ihm noch geblieben. Er widersprach Magdalenen nicht, wenn sie gefaßten Sinnes von der Nothwendigkeit neuer Arbeit, neuen Schaffens redete und ihm ein Bild segensreicher Wirksamkeit auch im beschränkten Kreise entwarf, aber er glaubte nicht daran.

Eine neue Fata Morgana, dachte er, wie der Sieg von Aspern eine gewesen ist.

„Wozu auch ein Heer“, sagte er jetzt auf Desronais' Bemerkung und malte mit seinem Stock Figuren

in den Sand, „da wir doch nicht mehr kämpfen wollen? Unumschränkt herrscht Napoleon über das Festland von Europa, von den spanischen Bergen bis zur russischen Grenze. Wir müssen still sein und gehorchen. Wenn er das deutsche Volk auslöschen will, können wir's hindern?

„Arbeitet nur unverdrossen weiter und eines Tages werdet Ihr mit ihm fertig werden. So leicht stirbt ein Volk nicht und die Revolution ebenso wenig. Der Meinung, der ich vor zehn Jahren war, bin ich noch heute. Dieser Mann ist ein Tollhäusler, dem der Zufall und unsere eigene Dummheit die Waffen, die gottgeschmiedeten, der französischen Republik in die Hand gespielt haben. Hat er dies Rüstzeug abgenutzt, und es hat bei Aspern eine unheilbare Beule erhalten, wird die Welt staunend erkennen, wie unbedeutend auf sich allein gestellt der Mensch war, vor dem sie sich so lange gefürchtet hat. Der Kothurn war groß, nicht der Spieler, der ihn anschnallte. Dann wird, was jetzt nach dem Pantheon duftet, nach dem Narrenhospital riechen. Haben Sie nur Geduld, Werthester. Unser gemeinschaftlicher Freund, der arme Bourdon, lehrt sie uns."

„Wie geht's ihm? Wissen Sie etwas Genaueres von ihm?"

„Er sitzt noch immer als Staatsgefangener im Thurm von Vincennes, ohne Urtheil, beinahe ohne Verhör. Wir, wir Männer aus dem Jahre 1793, haben unser Möglichstes gethan, ihm die Haft zu erleichtern. Der da in Schönbrunn glaubt, die Jakobiner besiegt und ausgerottet zu haben. Dasselbe denkt er von den Preußen und den Spaniern. Er denkt es, weil er es will und seinen Willen für allmächtig hält. Schwer genug wird er diese Narrheit büßen. In Frankreich ist der Geist von 1793 unsterblich, ja, in einem Menschenalter schon wird er seine Auferstehung feiern. Darauf wartet Bourdon und studirt inzwischen an Katzen den thierischen Magnetismus. Uebrigens hat seine Gefangenschaft die längste Zeit gedauert. Nach dem Abschluß des Friedens wird ihn der Kaiser freilassen."

„Aber der Abschluß dieses Friedens, der uns schon so oft verheißen wurde, verzögert sich von Woche zu Woche."

„Sie möchten uns los sein?" lachte Desronais. „Ich kann es Ihnen nicht verdenken und auch ich bin der Bewachung der guten Wiener herzlich überdrüssig. Es ist nicht angenehm für einen Mann der Freiheit und Gleichheit, wie ich einer bin, Leute verhaften und bestrafen zu müssen, deren ganzes Verbrechen darin

besteht, ihr Vaterland zu lieben und seine Unterdrücker zu hassen. Selbst der Kaiser fühlt sich nicht behaglich inmitten dieser schweigenden Unzufriedenheit, die sich in tausend kleinen Zügen kundthut. Aber es muß irgend einen geheimen Punkt in den Tractaten geben, den er durchsetzen will und den die Oesterreicher ihm weigern."

„Beschäftigen Sie sich auch mit diesen diplomatischen Irrungen?"

„Ein wenig. Ich bin hierher berufen worden, für seine Sicherheit zu sorgen. Daneben beobachte ich ihn."

„Im höhern Auftrage?" versuchte Egbert zu scherzen.

Desronais sah ihn von der Seite mit halb zugekniffenen Augen an.

„Warum nicht? Im Auftrage des Geistes der Jakobiner, oder als freiwilliger unbesoldeter Irrenarzt. Ich lasse Ihnen die Wahl. Dieser Mann brütet über einem Plan, und ich möchte im voraus etwas davon wissen, um nicht von der Thatsache überrascht zu werden."

„Sollte er uns noch tiefer demüthigen wollen? Den Kaiser Franz seines Throns berauben?"

„Possen! Das sind die großen Worte, mit denen er um sich wirft, um seine wahren Absichten zu ver-

bergen und die Hörer ins Bockshorn zu jagen. Und nicht einmal Original! Schlechte Nachahmung Danton's! Nein, diesmal gräbt er nach einer andern Richtung. Was meinen Sie, wenn er an eine österreichische Heirath dächte?"

Ein Adjutant Berthier's unterbrach das Gespräch bei dieser Stelle.

Der Generalmajor der französischen Armee ließ den Hauptmann Heimwald von der Wiener Landwehr auffordern, morgen bei der Parade in Schönbrunn sich einzufinden.

„Ah", sagte Desronais, nachdem sich der Offizier wieder entfernt, „wir packen also doch die Koffer. Zur Heimkehr nach dem schönen Frankreich. Er wird mit Ihnen noch eine Großmuthsscene aufführen und sich wegen der Ueberfahrt von der Lobau bedanken. Wenn ich und ein halbes Dutzend entschlossener Männer in jenem Nachen gewesen, Franzosen natürlich und keine Deutschen, die auch vor einem Usurpator Respekt haben, wer kann ausdenken, was dann geschehen wäre? Aber daß ich nicht dabei war, nicht auf jener Insel war, wo auch einer schießen wollte, aber nicht schoß, das eben ist ja Cäsar's Glück. Indessen für Sie war es ohne Zweifel ein günstiger Zufall — ah, da erscheint die wohlthätige Hausfee, Demoiselle Armhart. Meinen

allerschönsten Gruß und die Bitte, mir nicht zu zürnen, wenn ich Ihnen Herrn Heimwald zu einem kurzen Spaziergang entführe."

Mit Freuden gab Magdalene ihre Zustimmung.

Der Verkehr mit dem welterfahrenen muntern Franzosen mußte Egbert's Trübsinn zerstreuen helfen und in der Einsamkeit des Landaufenthalts ihm mannichfache Anregung bieten.

Egbert ergriff Hut und Stock.

Auf einem Waldstege schritten sie oberhalb des Gartens dahin. Magdalene konnte ihnen mit einem Tuche nachwinken, als sich Egbert noch einmal von der Höhe nach ihr umwendete. Um sie flimmerte der matte Goldglanz des herbstlichen Nachmittagssonnenscheins.

„Sie wollen mir noch mehr sagen, Herr Desronais", hob Egbert nach einer Weile an, in der sie schweigend neben einander hergegangen waren.

„Ja! Und Dinge, die nicht gut in Frauenohren klingen. In Ihrem Garten nun schon gar nicht. Also kurz: der Zufall, der Sie am Tage von Aspern mit dem Kaiser zusammengeführt, hat Sie und Ihr Haus vor einem großen Unglück bewahrt. Vittorio Zambelli —"

„Lebt er noch? Da Sie nie von ihm gesprochen

haben, glaubte ich beinahe, er wäre bei Wagram mit so vielen bessern Männern gefallen."

„Sie reden mit einem Ton der Entsagung, als wären Sie schon ein seliger Geist. Muth, mein Freund! Ich hoffe, Sie wehren sich Ihrer Haut. Leben heißt kämpfen und Abschied nehmen. Muß ich das einem philosophischen Deutschen sagen? Der Ritter sinnt Ihnen Uebles und jetzt mehr als je, wo die Gunst des Kaisers ihm seine kühnsten Träume verwirklicht. Nach dem Frieden wird es Belohnungen regnen. Man spricht von bedeutenden Gütern in der Lombardei und von dem Titel eines Marchese, die der Ritter erhalten würde."

„Um welchen Preis!"

„Eben den Preis, den er gezahlt hat, will er vergessen machen. Verstehen Sie? Er will auf seinem neuen Titel keinen Flecken sehen und möchte die Erinnerung an ein gewisses Ereigniß austilgen. Benjamin Bourdon sitzt im Gefängniß, der Graf Wolfsegg ist verschollen, der Dritte sind Sie."

„Und von sich selbst wollen Sie absehen, Herr Desronais, und sind doch, wenn mich nicht Alles täuscht, der gefährlichste Mitwisser?"

„Das ist der Fehler in der Rechnung des Ritters. Sie können es übrigens bei jedem großen Verbrecher

bemerken. Alles bedenkt, erwägt, berücksichtigt er, einen Punkt übersieht er. Und regelmäßig ist dies das Loch im Fasse, aus dem der Wein läuft. Von meinem Dasein hat der Ritter keine Ahnung, und doch bin ich hinter ihm her wie sein Schatten. So hab' ich denn bald erkundet, daß er Ihr Haus umschleicht, und nicht aus Freundschaft. Was er unter andern Umständen gewagt hätte? Ich weiß es nicht. Aber wie viele Schandthaten, ein Mord, ein Brand, lassen sich auf die Wildheit einer trunkenen Soldateska schieben! Da hat Sie nun die Freundschaft des Kaisers geschützt. Gegen einen Mann, der den Kaiser über die Donau gefahren, darf man sich nicht das Aeußerste erlauben. Man kann ihn nicht verschwinden lassen, ohne daß eine Nachfrage geschieht."

„Sie übertreiben, Herr Desronais."

„Meine Uebertreibung ist ohne Kosten und ohne Schaden für Sie. Ich rede auch nicht von der Vergangenheit, ich möchte Ihren Blick auf die Zukunft lenken. Wenn der Kaiser Schönbrunn verläßt, wird es hier einen Tag ohne Regierung und Polizei geben. Und diese beiden sind für die Gesellschaft dasselbe, was für die Natur die Sonne ist. Dann aufgepaßt! Dann seien Sie der Soldat von gestern und nicht der Träumer von heute. In das Reich der Schatten werden

wir immer noch früh genug spedirt. Das Hinauf und Hinunter des Lebens — solange man noch zu essen und zu trinken hat, nehmt die Posse doch nicht gar so schwer!"

Sie waren auf dem schmalen Pfade, der nur ihnen beiden erlaubte, neben einander zu gehen, unter einem Baume stehen geblieben, um einen jungen Mann, der ihnen entgegenkam, vorüber zu lassen.

Die Sonne beschien den Wanderer. Er gefiel sich darin, das welke Laub unter seinen Schritten rascheln zu lassen, als wäre es eine eigenthümliche Musik für sein Ohr. Bei dem Nahen der beiden Männer fuhr er zusammen, mißmuthig, in seinem melancholischen Vergnügen gestört zu werden.

„Das ist auch ein Träumer", flüsterte Egbert Desronais zu. „Was wollen Sie? Es ist deutsche Art."

Unter dem Militärhut, an dem statt der Cocarde nur eine Stahlschnalle befestigt war, fiel dem Jüngling langes blondes Haar auf den steifen hochstehenden Kragen seines blauen Ueberrocks. Er trug Stulpstiefel und hatte einen weiten Marsch gemacht. Desronais fiel eine gewisse linkische Haltung an dem Fremden auf. Er bemühte sich sichtlich, ein soldatisches Wesen zu zeigen und in Gang und Bewegung den jungen Offizieren nachzuahmen. Es konnte aus ver=

zeihlicher Eitelkeit in einer Zeit geschehen, wo das bürgerliche Kleid sich überall durch den Waffenrock zurückgedrängt sah.

Egbert's freundliches und noch immer etwas leidendes Gesicht mochte dem jugendlichen Wanderer Vertrauen einflößen. Offenbar war er seines Weges nicht ganz sicher. Er grüßte und fragte mit einer sanften Stimme, an der Egbert sogleich den Norddeutschen erkannte — klang sie ihm doch wie die Stimme des verblichenen Freundes —:

„Die Herren wollen mich entschuldigen, ist dies ein Weg nach Schönbrunn?"

„Ja. Gehen Sie ihn nur grade fort bis zu einem Kreuz und dort bergab, so kommen Sie unmittelbar auf die große Straße."

„Ich bin bei dem schönen Wetter heute früh von Wien aufgebrochen und in die Berge gegangen und will nun über Schönbrunn zurück", erzählte der Fremde weiter. „Aber es ist nun doch schon zu spät geworden, den Garten zu besehen."

„Holen Sie es morgen nach. Da hält überdies der Kaiser Napoleon eine Parade im Schloßhofe ab und Sie haben ein zwiefaches Schauspiel."

„Das wäre! Aber es wird schwer anzukommen sein. Den Kaiser sähe ich freilich gern einmal in der Nähe."

Ihm hatte bei diesen Worten die Stimme in seltsamer Bewegung gezittert.

Desronais, der seitwärts mit dem Rücken an einen Baum gelehnt stand und an dem Gespräch, da es in deutscher Sprache geführt wurde, nicht Theil genommen hatte, musterte ihn angelegentlich. Der Fremde hatte ein hübsches Gesicht, so zart wie das eines Mädchens, und eine schlanke Gestalt; er konnte das zwanzigste Jahr noch nicht erreicht haben. Die Worte „Schönbrunn — Napoleon“ waren von Desronais verstanden worden.

Plötzlich fragte er den Wanderer in französischer Sprache:

„Sie sind nicht aus Wien gebürtig?“

„Nein, ich komme aus Thüringen, ich habe Verwandte in Wien“, entgegnete dieser in leidlich richtigem Französisch.

„Aus Thüringen? Aus welcher Stadt?“

„Aus Erfurt.“

„So weit daher?“

„Die Wanderlust hat mich nach Süden getrieben.“

Desronais machte ein ungläubiges Gesicht, aber er mochte nicht mehr fragen. Für ihn war das Geheimniß des jungen Menschen enthüllt.

„Auch ein deutscher Student“, dachte er, „der bei

dem Gerücht der Schlacht von Aspern seinen Büchern Valet gesagt hat und zum großen Kampf gegen den Tyrannen aufgebrochen ist. Zu seinem Unglück ist er zu spät gekommen und muß nun die Rückreise zu seinen Erziehern antreten. Aus Furcht vor der Strafe und aus Scham zögert er."

Indessen war der Fremde mit Egbert voraufgeschritten, Desronais ging hinter ihnen her.

„Ich gehe Ihnen wohl zu schnell, mein Herr?" sagte der Wanderer, als er bemerkte, daß Egbert einen Augenblick innehielt. „Vergeben Sie mir, Sie sind leidend, und es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie mich auf den richtigen Weg bringen wollen."

„Mein Arzt würde böse sein, wenn ich mit Ihnen Schritt hielte. Ich bin erst seit kurzem von meinen Wunden genesen."

„Von Ihren Wunden? Sie waren in den fürchterlichen Schlachten an der Donau?"

„Ich war bei Aspern."

„Sie Glücklicher! Ich wollte, ich wäre dabei gewesen."

„Sie sind noch so jung, Sie können noch manche Schlacht erleben; aber reden Sie nicht von Glück und Krieg in einem Athem."

„Und doch muß es etwas Großes sein, den Tod zu geben und dem Tode zu trotzen!"

„Das Erste bleibt immer eine harte Nothwendigkeit. Sie würden es empfinden, wenn Sie den tödtlichen Streich nach dem Haupte eines Gegners führen sollten."

„O hätt' ich nur einen Stahl in der Hand und den Feind vor mir!"

Ein wildes Feuer blitzte in seinen Augen auf und gab seinen an sich so sanften Gesichtszügen einen unheimlichen Ausdruck.

Schweigend schritten sie weiter bis zu einem kleinen Kreuz, wo ein Fußsteig sich den Hügel abwärts zu der Dorfstraße von Hietzing schlängelte.

„Ist es Ihnen angenehm", sagte Egbert, als der Fremde sich zum Abschied anschickte, „so treten Sie eine Weile bei mir ein und rasten. Dort liegt mein Haus. Es ist kein Umweg für Sie, denn es stößt hart an das Dorf."

„Ich danke Ihnen, Sie sind freundlich und gütig. Aber ich muß vor Abend in Wien sein. Vielleicht würden Sie auch morgen schon den Tag verfluchen, an dem Sie mir Gastfreundschaft gewährt. Wehe dem Hause, in das ich trete!"

Ehe Egbert auf diese seltsame Rede eine Antwort gefunden, war er, den Hut grüßend erhoben, leichtfüßig den Abhang hinuntergeeeilt.

„Ein wunderlicher Kauz“, sagte Desronais, neben Egbert stehen bleibend. „Was hat er zu Ihnen gesagt? Er war wie verrückt.“

„Er schwärmte für das Glück, an einer Schlacht Theil nehmen zu können. Wahrscheinlich kommt er ohne Uebergang von Homer und Plutarch in unsere traurige Wirklichkeit. Mich ängstigte sein phantastisches Wesen.“

„Ich hatte also Recht; einer, der zu spät gekommen. Aber er lernt beizeiten sich an die Bilder des großen Kriegs gewöhnen und wird vielleicht dereinst ein deutscher Held.“

„Er sieht eher wie ein Märtyrer aus.“

Desronais lachte.

„Heute stecken Sie halstief in der elegischen Stimmung. Wie viel des Schönen läßt sich nicht zum Lobe des Friedens sagen! Es lebe Pan und die Idylle! Mich selbst erfüllt der Anblick Ihres freundlichen Hauses und Gartens da unten im Abendsonnenschein mit allerlei sentimentalen Gedanken von Familienglück, vom Feuer auf dem eigenen Herde und allumfassender Menschenliebe. Aber, mein lieber Freund, wie lange würden wir uns an dem Schimmer dieser Seifenblase ergötzen? Wie wird sich Europa nach den jetzigen Stürmen zurücksehnen, wenn es in nicht ferner

Zukunft, ein bezwungener Hercules, jahraus jahrein in dumpfer Ruhe Wolle spinnen muß! Der Krieg ist die unerfreuliche, aber die ewige Aufgabe des Menschengeschlechts. Und auch Sie sollten den Degen noch nicht an die Wand hängen, sondern immer an der Seite haben. Zunächst gegen den einen. Ich habe ihn öfter, wie gesagt, in der Nähe Ihres Hauses getroffen; er muß ein Einverständniß darin haben. Augen auf! Solange der Kaiser in Schönbrunn ist, wird er nichts wagen."

„Und solange Monsieur Desronais meinen Schutzgeist spielt", drückte ihm Egbert die Hand.

„Schutzgeist?" blinzelte der Polizeimann. „Warum nicht? Die Kirche und die Hölle hatten die alten Götter und das alte Fatum abgesetzt; die Politik und die Polizei haben ihrerseits die Kirche und die Hölle beseitigt. In diesem Sinne verdient Ihr unwürdiger Freund allerdings den Namen eines Genius. Ich scheide hier. Guten Abend! Grüßen Sie die schöne und gute Demoiselle Armhart. Dabei beschleicht mich eine Gänsehaut. Wenn man seiner Pariser Geliebten so sicher sein könnte! Entsinnen Sie sich noch der schelmischen Zephyrine? Hole der Teufel bald seinen Mann! Ich wollte, ich wäre zu Hause!"

Während er bergunter schritt und Egbert, über

seine Warnung nachdenkend, den Weg am Waldsaum langsam verfolgte, saßen auf einer Bank an dem großen Wasserbecken im Garten zu Schönbrunn zwei französische Offiziere im eifrigsten Gespräch über die Bewohner des grauen Hauses in Hietzing.

Erst jetzt hatte die Laune des Zufalls, nachdem der Krieg sie nach entgegengesetzten Richtungen entfernt, den Ritter Zambelli und Armand Loysel wieder zusammengeführt; Armand leichtsinnig, prahlerisch, auf verliebte Abenteuer ausgehend wie immer, Vittorio voll tief versteckter Pläne.

Beinahe schien der Ritter das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben. Im hohen Grade besaß er die persönliche Gunst des Kaisers, der ihn wie einen italienischen Landsmann betrachtete. Hatte er Napoleon seine ersten Dienste im Dunkeln geleistet, so brauchte, was er auf dem Schlachtfelde von Wagram gethan, das Tageslicht und die Stimme des Gerüchts nicht zu scheuen. Mit augenscheinlicher Lebensgefahr hatte er wenige Tage vor der Schlacht diese Gegend des Marchfeldes und die Stellung der Oesterreicher erkundet. Seine Berichte hatten den wesentlichsten Einfluß auf den Plan des Kaisers geübt. Als er dem Marschall Davoust mitten im heftigsten Kugelregen die letzten Befehle Napoleon's zum Sturm auf Wagram über-

brachte, hatten seine Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart den Beifall selbst seiner Feinde erzwungen.

Richtig hatte Desronais Vittorio's Glück, Lage und Absichten geschätzt. Die Güter, die er im Namen seiner Familie beanspruchte, ein vornehmer Titel konnten ihm nach dem Friedensschlusse als Belohnung seiner Treue und seiner Verdienste nicht entgehen.

Aber hinter ihm erhob sich das Gespenst seiner Vergangenheit. Schon der rasche Aufschwung seines Glücks hätte dem Neide genügt, denselben geheimen und unlautern Mitteln zuzuschreiben. Auch an den Unbescholtensten würde sich unter ähnlichen Umständen die Verleumdung geheftet haben. Wie viel mehr an Vittorio, der die Neugierde, die Forschung, den Verdacht herauszufordern schien! Zu lange hatte er sich in das Geheimniß hüllen und ein wunderliches Wesen annehmen müssen, um nicht endlich diesem Banne wider seinen Willen zu verfallen. Was anfangs nur Maske gewesen, war allmälig zum bleibenden Ausdruck seines Gesichts geworden.

Von Desronais wußte der Ritter freilich nichts; diesen Höllenkreis der Polizei, der Schreiber, der kleinen Diebe und der Strolche sah er tief unter sich liegen; aber Andere, die Hofleute, die Kriegsmänner in der Umgebung des Kaisers durchforschten schelsüchtig das

Leben des neuen Emporkömmlings. Sie, die Kinder der Revolution, brüsteten sich schon in dem Hochmuth und den Vorurtheilen eines alten Adels; mit Verachtung und Mißgunst schauten sie auf die nachstrebende Jugend herab. Vittorio war zu klug, um die Schlüpfrigkeit des Bodens nicht zu fürchten, auf dem er wandelte, zu kalt, um das Verbrechen seiner Vergangenheit scheinheilig wegzudeuteln. Es mußte geschehen; es war der kühne Wurf, der ihm die Pforte des Glückes öffnete. Es ist doch, als ob eine Blutthat einen magischen Einfluß auf die unsichtbaren Mächte übte.

Gerade ist ein Jahr vorübergegangen, seit Jean Bourdon, wartend, daß sein Wagen wiederhergestellt würde, vor der Rabenmühle saß. In einer schlaflosen Nacht hatte sich Vittorio die kleinsten Vorfälle jenes Tages wieder in das Gedächtniß zurückgerufen. Von dem General Andréossy in Wien, von Fouché in Paris war er aufgefordert worden, einen Franzosen, Jean Bourdon, zu beobachten, der von Nancy aus sich nach Gmunden zum Grafen Wolfsegg begeben habe; wenn möglich, solle er sich in den Besitz der Papiere zu setzen suchen, die jener etwa bei sich führe. Der Graf Wolfsegg, die Gondreville, die ganze Gesellschaft des vornehmen Hauses, die Pläne, die sie spinnt, die Verschwörungen, die sie anzettelt, sind dem Ritter längst

bekannt; wiederholt hat er in seinen Briefen an Fouché darauf hingewiesen.

Er eilt nach Gmunden, er wird der Gast des Grafen auf dem Schlosse Seeburg. In aller Heimlichkeit, wie er erfährt, rüstet sich Jean Bourdon zur Abreise. Sogleich entschließt er sich, ihn anzuhalten und zur Herausgabe seiner Papiere zu zwingen. Während er von Gmunden aus in der Frühe den Wagenspuren Bourdon's folgt, ist ihm nicht ein einziges Mal der Gedanke durch den Sinn gefahren, daß dies Abenteuer mit einem Morde enden würde. Sein Pferd am Zügel führend, geht er mit Bourdon von der Mühle in den Wald.

Ein Wort hat genügt, den sonst so vorsichtigen Mann seiner Ruhe und Besinnung zu berauben.

„Jean Bourdon", hat ihm Vittorio zugerufen, „in Paris ist Ihr Sohn wegen einer Verschwörung wider den Kaiser verhaftet worden, und Sie sind sein Mörder!"

Eine Leichenblässe überzieht Bourdon's Gesicht; willig, seiner selbst nicht mehr mächtig, folgt er dem Versucher, der ihn mit listigem Gespräch, bald seine Furcht, bald seine Hoffnung erweckend, immer weiter von jeder menschlichen Wohnung ab auf die öde Hochfläche lockt. Dort fordert Vittorio dem Bestürzten und Verwirrten seine

Papiere ab, damit würde er die Rettung seines Sohnes erkaufen. Aber Bourdon ist seinerseits mißtrauisch geworden und ahnt die Falle, in die er gerathen. Er sucht das Weite zu gewinnen und ruft nach Hülfe. Die Reitpeitsche, die Vittorio gegen ihn erhebt, schlägt er ihm aus der Hand. Da wiehert das Pferd. Sollten Menschen in der Nähe sein?

Verzweifelnd sieht Vittorio sein Spiel verloren. Nur ein Mittel gibt es noch: ein Schuß, ein Knall, der einen lang nachhallenden Widerhall weckt. Auch ein Echo der Jagd, die zur selben Stunde der Graf Wolfsegg mit lustigen Gesellen hält. Niedergestreckt liegt Jean Bourdon, röchelnd, im Sterben. Hastig durchstöbert Vittorio die Taschen des Gemordeten, findet die Briefe, die er sucht, greift seine Peitsche vom Boden auf, löst sein Pferd von dem Ast der verkrüppelten Eiche. Aus dem Dickicht starrt ihn ein entsetztes Gesicht an, das Gesicht eines Kindes, eines halbwüchsigen Mädchens.

Ist das jenes Auge Gottes, das auf allen menschlichen Thaten weilt?

Vittorio ist kein Mann der Reue und der Nachgedanken. Mit seinem mächtigsten Blick sieht er das Kind an, das furchtsam und zuckend zusammenfährt. Auf das Pferd geschwungen, jagt er davon, die ein=

samfte Straße wählend, nach Lambach zu, wo er einen nach Paris gehenden Kurier trifft. Ihm übergibt er, sie in einen Umschlag hüllend, mit der Adresse Fouché's einen Theil der geraubten Papiere; die Durchsicht der andern behält er sich vor.

Das war die That. Wie ein Bild im Spiegel, so deutlich und klar stand sie jetzt wieder vor Vittorio's Seele.

„Und ich würde sie heute wieder vollführen", sagte er mit unbeugsamer Starrheit, „wenn es nöthig wäre."

Aber er fühlte, daß sie in ihrer nackten Blöße nie vor den Andern erscheinen dürfte. Was man sich über ihn in das Ohr raunte, war ihm gleichgültig, solange keine offene Anklage, kein unwiderleglicher Beweis gegen ihn vorlag. Stolz und kühn stieg der Bau seiner Größe empor, allein der Grundstein, der Alles trug, war nicht fest. Nacheinander waren Benjamin Bourdon, Ulrich Wolfsegg verstummt, nur zwei vermochten noch gegen ihn zu zeugen: die braune Christel und der blonde Egbert.

„Wie ich Ihnen sage, Herr Oberst" — die Schlachten auf dem Marchfelde haben Armand Loysel die Rangerhöhung eingetragen — „wie ich Ihnen sage", beschloß Vittorio eben eine längere Erzählung, „die Schöne, deren

Sie damals an jenem Festabend im Palais Royal erwähnten, eine Erwähnung, die Ihnen Madame Dechamps so übel nahm, lebt hier ganz in unserer Nähe. Noch mehr, ich habe die Ehre, sie zu kennen."

„Das wäre!" erwiderte Loysel. „Sie muß sehr schön geworden sein, eine deutsche Schönheit! 1805 war sie gerade dem Flügelkleide entwachsen."

„Demoiselle Armhart wird alle Ihre Erwartungen übertreffen; sie ist ebenso klug wie schön."

Armand Loysel drehte selbstgefällig die Spitzen seines blonden Bartes.

„Einen Besuch wird man sich wohl gestatten dürfen? Und Sie kennen das Haus? Das Fräulein? Merkwürdig, ich habe Sie niemals für einen Ritter der Damen gehalten."

„Ich bin es auch nicht in Ihrem Sinne. Aber mir ist der Besitzer des Landhauses, in dem das Fräulein mit ihren Eltern —"

„Mit ihren Eltern? Pflegeeltern wollen Sie sagen, Herr Ritter! Denn nach dem Lärm, den mir die verrückte Athenais machte — als ob ich schuld an der Gebrechlichkeit ihrer Tugend gewesen!"

„Nun wohl, mir ist Herr Egbert Heimwald mehr als bekannt, beinahe befreundet."

„Heimwald? Lebt der junge Mensch noch?"

„Er ist ein stattlicher Mann geworden, Hauptmann in der österreichischen Armee.“

„Der Blitz! Dieser gelehrte Duckmäuser —“

„Ich muß Ihnen noch ein größeres Wunder berichten. Heimwald wurde bei Aspern gefangen und steht in hohem Ansehen bei dem Kaiser.“

„Das ist ja die verkehrte Welt! Sind die Deutschen in diesem Jahre umgetauscht worden? Land und Volk machen einen ganz andern Eindruck als in den Tagen von Austerlitz. Damals empfing man uns mit offenen Armen. Männer und Frauen freuten sich, daß wir ihre Soldaten besiegt und den Hochmuth ihrer Edelleute gezüchtigt hatten. Man begrüßte uns als Befreier, man staunte, wie billig, Frankreichs Ruhm und Herrlichkeit an. Keinem gebildeten wohlhabenden jungen Manne fiel es ein, den Soldatenrock anzuziehen. Jetzt drängt sich Alles in die Armee. Wo wir vorüberziehen, ballen die Männer die Fäuste und die Frauen wenden die Augen weg. Ja, ist die Sonne Frankreichs denn schwarz geworden? Stehen wir nicht mehr an der Spitze der Welt? Was hat der Kaiser nur mit diesem Heimwald vor?“

Vittorio zuckte die Achseln.

„Ich weiß nur, daß er mit ihm von der Lobau nach Ebersdorf über die Donau in jener traurigen

Nacht gefahren ist. Uebrigens ist Heimwald ein liebenswürdiger Mann, und ich fürchte, Sie haben an ihm von jeher bei der Demoiselle Armhart einen gefährlichen Nebenbuhler gehabt, Herr Oberst."

„Bah, Schülerliebe, Herr Ritter!" meinte Armand, den Kopf aufwerfend. Er konnte keinen Zweifel an seiner Unwiderstehlichkeit dulden. „Deutsche Liebe, wir kennen das, Herr Ritter. Wenn ein Franzose will, eine deutsche Frau sagt ihm nicht nein! Und was jenen Herrn betrifft, wir beide standen 1805 auf dem Sprunge, uns gegenseitig die Hälse zu brechen. Was damals versäumt wurde, kann jetzt ausgeführt werden."

„Bedenken Sie, die Gunst des Kaisers schützt ihn."

„Was schiert mich der Kaiser? Ich mische mich nicht in seine Politik, er hat mir nichts in meinen Angelegenheiten vorzuschreiben. Mit meiner Ehre und meinen Liebschaften hat kein Kaiser etwas zu schaffen."

Er lachte hellauf.

„Warum gleich das Aeußerste bedenken? Vielleicht läßt sich der gute deutsche Seladon in aller Harmlosigkeit betrügen. Sollte kein Tropfen von dem fröhlichen und hitzigen Blut ihrer Mutter in der Demoiselle Madeleine fließen? Gerade dem treuesten Liebhaber pflegen die Mädchen am liebsten einen Streich zu spielen.

Klügere Leute als unser Mann sind gekrönt worden. Hat die Kleine eine Kunde von ihrer wahren Mutter?"

„Ich glaube kaum. Ihr Vater, Graf Ulrich Wolfsegg —"

„Richtig, den Namen hatte ich ganz vergessen!"

„Der Graf wird von den Armharts strengste Verschwiegenheit in diesem Punkte gefordert haben. Schon der Zukunft des Mädchens wegen. Ein Kind der Liebe hat in der deutschen Gesellschaft einen schweren Stand."

„Welch veraltete Vorurtheile! Wie glücklich sind wir Franzosen dagegen! Wer nur Talent und Glück hat, der macht bei uns seinen Weg. Ich werde die Demoiselle über ihre Geburt aufklären."

„Sie wird Ihnen dankbar sein. Aber bei meiner Freundschaft zu Herrn Heimwald —"

„Werde ich in seinem Hause die Ehre haben, Sie nicht zu kennen", scherzte Loysel.

Er sah sich schon als begünstigten Liebhaber der schönen Magdalene an, und es war ihm erwünscht, bei seiner Werbung durch keinen Zeugen gestört zu werden.

Mit dem Ausdruck überlegener Ruhe und Zufriedenheit sah Vittorio ihn sich entfernen. Seine List war gelungen, er hatte Egbert einen neuen Feind erweckt.

Loysel's Eitelkeit würde sich durch eine Abweisung Magdalenens nicht abschrecken lassen, er würde seine lästigen Huldigungen fortsetzen und seine Heftigkeit endlich Egbert zum Zweikampf zwingen. Freilich war die Entscheidung ungewiß, aber wie sollte unter so drängenden eigenen Angelegenheiten Egbert auf Rache gegen den Mörder Jean Bourdon's sinnen? Und wenn der Degen Loysel's sein Herz traf, nun, so konnte Vittorio den unglücklichen Freund beklagen und seine Vergangenheit mit der Scholle Erde, die er Egbert in die Gruft nachwarf, für immer begraben halten. Die Schatten fürchtete er nicht, nur die Lebendigen. Wie sein Meister war er gewohnt, mit wägbaren Kräften allein zu rechnen und einzig der Gewalt zu vertrauen. Er hatte die Mittel Napoleon's in der Nähe studirt. Nicht wie jener konnte er sie gegen Völker und Könige anwenden, aber sie bewährten sich auch im engern Kreise.

Der Traum seines Ehrgeizes erfüllte sich; er sah seine Gegner zum Schweigen verurtheilt, verschollen, todt. Wenn er mit dem Kaiser nach Paris zurückkehrte, im Glanz seiner neuen Würde, an Ehren und Gütern reich, konnte Antoinette seine Werbung ablehnen? Die düstere Färbung seiner Liebe zu ihr war bei Antoinettens Kälte und dem ehrsüchtigen Drang seiner

Seele nur noch tiefer geworden. Beinahe ein Gefühl des Hasses, daß sie ihn verschmähte, der Wunsch, ihren Stolz zu demüthigen, mischten sich verworren in seine Leidenschaft. Das war keine Neigung gleichgestimmter Herzen, keine Frühlingsschwärmerei, sondern eine grausame, tragische Liebe.

Vittorio hoffte kaum Glück und Befriedigung in dem Besitz Antoinettens zu finden, aber diese Verbindung bildete für ihn einen Abschluß, war so lange das Ziel seines Strebens gewesen, daß sich allmälig die Fasern seines Seins, sein Dichten und Trachten unlöslich damit verknüpft hatten. Eine arme Schönheit aus niedrigem Stande würde ihn nie gereizt haben, die reiche Tochter der Gondreville und der Wolfsegg blendete ihn, weil ihr Besitz seinem Ehrgeiz eine weitere Bahn zu erschließen schien und der sichtbarste Beweis seiner Kühnheit, seiner Ausdauer und seines Erfolgs war.

Trotz des Octoberabends wehte die Luft mit trägem, schwülem Hauch; im Süden braute es in den Wolken, als wäre ein Wetter im Anzuge. Vittorio stand auf und schritt dem Schlosse zu.

„Das wird eine dunkle regnerische Nacht", dachte er, zum Himmel aufblickend, „eine Nacht, um mit der braunen Christel zu enden."

Der Gedanke war da, er hatte ihn nicht gerufen. Oefter hatte er das Mädchen gesehen. Sie stand auf der Schwelle des Hauses, wenn er vorüberritt. Bei einer Musterung der Soldaten im Schloßhofe traf ihn wohl plötzlich aus der Zuschauermenge der Blick eines träumerischen Auges. In den Gängen des Gartens begegnete er ihr; in einem weiten Bogen schien sie ihn zu umkreisen. So nahe, daß sie ihn hätte anreden können, hatte sie sich nie gewagt. Aber er hatte seit einigen Tagen diese Anknüpfung selbst gesucht. Da, wo der Gartenzaun des Egbert'schen Hauses sich durch eine keine Thür nach dem Walde zu öffnete, unter dem Kastanienbaum, hatte er sie getroffen; nicht zum Liebesgespräch, wie das bethörte Mädchen hoffen mochte, sondern um sie über die Bewohner des Hauses auszukundschaften. Auch ohne Verabredung wußte Vittorio, daß er sie heute an derselben Stelle, seiner wartend, finden würde.

Während sich so die Stürme darüber zusammenzogen, lag das graue Haus mit dem rothen Ziegeldach im Frieden unter seinen Bäumen. Auf dem First erglänzte der scheidende letzte Sonnenstrahl, ehe er sich in dem düstern Gewölk verlor. Alles ging hier unter Egbert's verständiger Leitung seinen regelmäßigen geordneten Gang. Treulich standen ihm die Hausgenossen

zur Seite. In einem seitwärts, in der Nähe der Felder gelegenen Wirthschaftsgebäude wohnte der Verwalter.

Hier war auch, mit dem Einzug der Franzosen in Wien, der geheime Secretarius Armhart zur Freude der Seinen wieder wohlbehalten aufgetaucht. Er führte die Bücher und schrieb Briefe und Rechnungen. In jener Nacht, wo er in der Leidenschaft des Spiels, in der Todesangst der Vernichtung um schnöden Judaslohn die Depesche Stadion's dem Ritter ausgeliefert, hatte ihn Hugo in dies Haus geführt und darin verborgen. Dem Verwalter war leicht ein Märchen aufgebunden.

Egbert hatte am nächsten Tage Alles gebilligt und seinerseits die nöthigen Vorsichtsmaßregeln verstärkt.

In den ersten Wochen nach seinem Abenteuer lebte der Secretarius einsam in einem Hinterstübchen, eine alte halbtaube Magd wartete sein. Zu andern Zeiten würde eine solche Geschichte, das Verschwinden eines Mannes an diesem, sein Erscheinen an jenem Orte, ein langes Gerede, unaufhörliches Nachfragen hervorgerufen haben; unter den Vorbereitungen des Kriegs, in dem Drang und Schrecken, der das ganze Land erfüllte, wurde jedoch dieser Vorfall kaum beachtet.

Viele Arbeiter hatten das Gut verlassen; um die Wirthschaft weiter zu führen, waren neue Kräfte nöthig. Unter ihnen trat dann der Secretarius auf. Der Verwalter, der doppelt so viel als sonst im Hause und auf dem Felde zu thun hatte, überließ ihm nach Egbert's Anordnung das Schreibgeschäft. Wohl war Armhart einigemal mit seiner Frau und Tochter in Egbert's Landhause gewesen, aber die Leute, die ihn damals gesehen, würden ihn schwerlich wiedererkannt haben, und diejenigen, die ihn erkannten, hatten andere Dinge zum Verwundern als seine Anwesenheit. Eine große Aenderung war mit dem Geheimsecretär vorgegangen; rasch und sichtlich hatte er gealtert, sein Haar war weiß geworden, seine früher so beweglichen, fröhlich unruhigen Züge trugen jetzt den Stempel der Mattigkeit, einer tiefen Niedergeschlagenheit. Wenn er die kostbare Dose mit dem Bilde des Kaisers Franz in die Hand nahm, schüttelte er zweifelnd und ungläubig den Kopf, als wäre er gar nicht mehr der echte Secretarius Armhart, der mit Thugut und Cobenzl gearbeitet, höchstens nur noch das Gespenst desselben. Aus Mitleid hatten sie ihm die Dose in seinen Sarg gelegt und nun stolzirte er als Schatten mit der Ehrengabe des Lebendigen umher. Vor Karten und Wirthshäusern hatte er eine unüberwindliche Scheu. Er war

aus dem Zimmer gelaufen, als ihn einmal der Verwalter am Abend eines mühseligen Tages zu einem unschuldigen Spiel aufgefordert hatte.

Seine wehmüthig grämliche Stimmung erhielt durch die Ankunft seiner Frau und Magdalenens noch einen stärkern Zusatz von Scham und Reue. Anfangs wollte er ihnen nicht unter die Augen treten. Die Liebkosungen Magdalenens, die sich weinend an seinen Hals warf, wehrte er ab; in seiner Zerstreutheit redete er sie wiederholt „Gnädiges Fräulein!“ an, sodaß sie erschrocken an eine Verstörung des Vaters glaubte.

Hier schaffte nun die Mutter Rath und Hülfe; sie brachte ihren „Alten“ allmälig wieder in ein gewisses Gleichgewicht, aber es war das Gleichgewicht der Schwäche und des kleinlauten Gemüths. Die Feder, die ihn früher emporgeschnellt, war auf immer gebrochen, seine Munterkeit dahin.

Freilich auch für eine stärkere und vom Schuldbewußtsein freiere Seele als die seine zog des Jammers genug in das Haus. Erst der siegreiche Feind mit seinen lästigen Forderungen, dann die Leiche des lustigen Hugo, des Einzigen, der die Grämlichkeit und Theilnahmlosigkeit des Geheimen noch zu erheitern verstanden; zuletzt der verwundete Egbert. Als ob der Himmel alle Plagen Egyptens auf einmal auf diese

Familie ausschütten wollte! Mit Egbert wäre ihr der Trost und die Stütze der Zukunft gestorben. Verzweifelnd rang Armhart die Hände und saß am Bett des Kranken, selber mit dem Tod im Herzen.

Egbert's Genesung entfernte wenigstens die dunkelsten Wolken und erfreute alle mit dem ersten Sonnenlächeln der Hoffnung.

Aber die ungewisse Kunde über das Schicksal des Grafen Wolfsegg, hinter der sich nur eine desto schrecklichere Gewißheit zu verbergen schien, brachte neue Unruhe in die von Leiden und Schmerzen kaum aufathmenden Gemüther. Mit einem Gesicht, von dem die Angst nicht mehr weichen wollte, schlich Armhart durch das Haus. Bald vermied er es, mit Magdalenen in Berührung zu kommen, bald schloß er sie heftig ohne jede Veranlassung in seine Arme und murmelte unverständliche Worte, die von seinen Thränen und seinem Schluchzen erstickt wurden. Mit seiner Frau pflog er lange Verabredungen, bei denen er aus Furcht, belauscht zu werden, die Thüren verschloß.

In seinem eigenen Mißmuth achtete Egbert nicht auf ihn; Magdalene hatte sich schon an die Wunderlichkeiten des Vaters gewöhnt und legte ihnen weder Absicht noch Bedeutung bei. Mehr und mehr hatte sich ihr ganzes Sinnen und Denken auf den Geliebten

zusammengedrängt. Daß sie für ihn sorgen und leiden konnte, gab ihrer Liebe in ihren Augen erst die rechte Weihe. Sie hatte in diesem Sturm ein festes Herz bewahrt und sich durch den Anblick der größten Uebel und der drohendsten Gefahren nicht erschüttern lassen. Noch stärker als früher prägte sich in ihrem Gang und ihrer Haltung die ruhige Zuversicht ihres Wesens aus.

Im vollen Schein der Kerzen stand sie, mit dem Rücken gegen das Fenster, das sie eben geöffnet, vor Egbert, der noch in seinem Stuhl am Abendtisch saß. Die Andern hatten nach eingenommener Mahlzeit das Zimmer verlassen. Bis auf eine feine Linie auf der Stirn über den Augenbrauen hatte die Sorge ihr Gesicht verschont; wenn seine Farbe ein wenig bleicher geworden, so hatte jetzt die Geschäftigkeit der Wirthin ein sanftes Roth auf ihre Wangen gemalt. In reicher lockiger Fülle floß goldschimmernd das Haar auf ihre Schultern. Das schwarze Kleid mit dem schwarzen Flortuch darüber, das sie trug, bildete einen wirksamen Gegensatz zu den hellen Farben ihres Gesichts. Ihre treuen klugen Augen weilten zärtlich auf Egbert, der, das Haupt zu ihr gewendet, von seinem Spaziergang mit Desronais, von der Begegnung mit dem jungen Menschen erzählte und daran die Frage knüpfte:

„Ist mein Sinn durch dies kleine Abenteuer für Sonderbarkeiten mehr geschärft worden, oder war die Christel heute bei Tische wirklich in außerordentlicher Aufregung?"

Er mochte nicht sagen, daß Desronais' Warnung ihn zu einer peinlichern Beobachtung des Mädchens bestimmt hatte.

Magdalene lachte.

„Sie wár ungeschickter als sonst und wurde darum scheuer. Aber Sie tragen die Schuld, Herr Egbert" — das vertrauliche Du wollte ihr nur immer in Augenblicken erhöhter Empfindung und selbstvergessener Leidenschaft über die erröthenden Lippen — „Sie haben das Mädchen während des Essens mit Augen angeblickt, mit Augen, vor denen mir auch Essen und Trinken vergangen wäre. So streng und forschend! Ich bin nur froh, daß Sie mir jetzt eine Erklärung geben; ich dachte schon, die Christel hätte ein Unrecht verübt."

„Behüte sie Gott davor! Ich fürchte stets, daß alle Ihre Mühe, liebe Magdalene, das Mädchen zu erziehen, zuletzt doch verloren sein wird. Sie bleibt, wie sie auf dem Felde bei der Rabenmühle war, verschlossen und wildscheu. Eines Tages wird sie aus dem Hause fliehen und in dem Wald, aus dem sie gekommen, verschwinden. Wir ändern die Natur nicht."

„Die Christel ist anhänglich und treu, Herr Egbert. Im Uebrigen müssen wir Geduld mit ihr haben. War dies eine Zeit zur Erziehung? Unter Kriegslärm und Soldaten! Das Mädchen auf dem Schlachtfelde, mit einem Todten heimkehrend! Ach, es ist grausam und herzzeißend! Wie sollten solche Schreckensbilder sie nicht noch heute verwirren? Sind wir selbst doch ihrem Einflusse unterworfen und fahren bei jedem Trompetenstoß zusammen, als verkündigte er uns den Anfang einer neuen Schlacht."

„Das ist eben meine Besorgniß. Sie sieht nichts als eine Auflösung der Sitten, ein Zerreißen der heiligsten Bande. Wohin sie tritt, stößt sie auf Trümmer und Leichen. Aber neben dem Grauen wohnt der Reiz des Abenteuerlichen. Wenn sie dem Ritter Zambelli wieder begegnete —"

„Ich habe ihn noch nicht gesehen, obgleich Sie mir sagten, er sei Adjutant des Kaisers und wohne in Schönbrunn."

„Meine Freunde erzählten es mir. Ich selbst traf ihn auf dem Felde bei Aspern."

„Nun, uns Frauenzimmern", scherzte Magdalene, „hat er seine Gegenwart noch nicht angedeutet. Vor mir wird er sich wohl hüten. Wie hat er meine Arglosigkeit betrogen! Zum Dank dafür, daß ich ihn in

unser Haus gelassen, hat er meinen armen Vater ins Verderben gestürzt. Seitdem will ein stiller Vorwurf nicht aus meinem Gewissen weichen, als wäre aus meinem Leichtsinn alles Elend, das gefolgt ist, entsprungen. Ich würde ihm kein Glück bringen, erschiene ich wieder auf seinem Wege. Die Christel aber will ich ins Gebet nehmen."

„Sie sollen auch nicht mit diesem Manne zusammenkommen", sagte eifrig Egbert und trat zu ihr an das Fenster. „Sie sind das Licht, er ist das Dunkel."

Eine Weile standen sie so und schauten zu dem Himmel hinauf, an dem das Wetter leuchtete. In der Ferne ließ sich ein dumpfes Brausen vernehmen: der Sturm, der näher zog. Die Wipfel der hohen Bäume rauschten in jenen eigenthümlichen, halb klagenden, halb feierlichen Tönen. Vor ihnen breitete sich der dunkle Garten aus. Von dem Wetterleuchten, von dem Lichtschein, der aus dem Hause fiel, flimmerte es in den Gebüschen und Zweigen. Unwillkürlich hatten sich ihre Hände in einander gefunden.

„Was thut die Gräfin Antoinette zu dieser Stunde?" hob Magdalene plötzlich an. „Denkt sie noch unser?"

Egbert schüttelte den Kopf.

„Nein, Magdalene, sie hat uns vergessen. Dort

am Himmel schimmerte noch vor wenigen Minuten ein glänzender Stern, jetzt hat ihn die finstere Wolke verschlungen. Was sollten wir auch für sie sein, da ihr Vaterland, die Erinnerungen ihrer Familie, ihr Oheim, da all dies ihr nichts war im Vergleich zu der Herrlichkeit des Kaiserhofes? Möge sie glücklich sein!"

„Sie verdient es, sie war so schön!"

„Und Sie beneiden Sie nicht um das große Loos, das ihr zu Theil geworden?"

„Wie wunderlich Du fragst!" war in ihrem Gesicht zu lesen. „An Deiner Seite, in Sicherheit und Frieden!"

„Auch wenn ich wollte", sagte sie laut, „ich könnte die Gräfin nicht beneiden. Mir fehlt das Bedürfniß nach hoher Ehre und mit ihm das Verständniß eines Glückes, das aus der Befriedigung solcher Wünsche entspringt. Der Ehrgeiz ist eine Tugend der Männer; ich bescheide mich gern im engen Kreise und freue mich an Wiesenblumen. Mein höchstes Streben, meine stolzeste Hoffnung wäre es", fuhr sie fort, „ein klein wenig zum Glücke derer, die mir theuer sind, beizutragen. Darin findet mein Herz sein volles Genügen und mein Geist eine ausreichende Beschäftigung. Spiegelt sich das Licht des Himmels nicht ebenso im Thautropfen wie im unendlichen Meere?"

„Sie sind ein Engel, Magdalene, uns allen zum Trost gesendet.“

„Ein Engel, den Sie mit Ihren Schmeicheleien noch verwöhnen werden. Noch dazu ein armer Engel ohne Flügel.“

„Wollten Sie uns verlassen?“

„O hätte ich nur die Flügel der Morgenröthe, um den zu suchen, den Sie und ich, den wir alle vermissen, um den wir alle trauern: den Grafen Wolfsegg!“

„Hoffen Sie, ihn noch unter den Lebenden zu finden? Ach, Magdalene, ich glaube, wir müssen uns allmälig in den Gedanken dieses unersetzlichen Verlustes fügen. Wohl ist es schwer, das Leben ohne ihn zu denken, der uns ein Freund und Berather in allen Dingen war. Aber was hülfe es uns, die Wahrheit zu verschleiern? Einmal würde doch die Hülle zerreißen.“

„Sie sind ein Mann, Sie brauchen keine Stütze; für mich, für die Mutter war der Graf ein letzter Halt. Wie traurig, kraftlos und gebrochen ist der Vater!“

„Und wollen Sie gar nicht auf mich zählen? Soll unsere Jugendfreundschaft, sollen die Verpflichtungen der Treue und Dankbarkeit, die mich an Sie fesseln,

soll die Gemeinsamkeit unseres Lebens, soll Alles nur eine Schrift im Sande gewesen sein, die der nächste Windstoß verwischt?"

„Ach, Egbert! Ich habe mich vor dieser Auseinandersetzung lange gefürchtet. Nun ist sie da. Es kann nicht so fortdauern. Wir leben von Ihrer Güte und Freundschaft und nehmen dieselbe hin, als wäre es der Schein der lieben Sonne, für den auch Niemand dankt, nach dessen Herkunft Niemand fragt. Nein, schauen Sie mich nicht so betroffen an. Ich bin nicht engherzig und wäge nicht die Gaben der Freundschaft ab. In diesen unruhigen Kriegszeiten thaten Sie an uns, was Sie auch Andern gethan haben würden. Aber im Frieden, lieber Egbert, müßten wir nicht vor uns selbst erröthen? Dieser Wohlstand, der uns umgibt, kommt er uns zu?"

„Also der Friede sollte uns trennen!" unterbrach er sie ungestüm. „Es fehlte nur noch, daß Sie von meinen Wohlthaten gesprochen! Hab' ich das um Sie verdient?"

„Wie Sie stürmen! Sie lassen mich in Ihrem Eigenthum schalten, als ob es das meinige wäre; darf sich nie in meinem Herzen die Frage regen, mit welchem Rechte ich es thue? Ist es nicht besser, wir beide lösen in alter Freundschaft diese Frage, ehe sie die

Welt für uns in bitterster Weise löst? Ach, hätte ich nur goldene Worte auf der Zunge, oder wäre der Graf zur Stelle, mir gegen Sie, gegen mein eigenes Herz beizustehen und das Richtige und Wahre zu vertheidigen, so unbarmherzig es uns dünken mag!"

„Und ist ein Mittler zwischen mir und Ihnen nöthig? Können wir selbst nicht den Streit schlichten und das Rechte finden? Ja, was reden wir denn noch, als ob wir noch einen Willen hätten, noch rechts oder links gehen könnten! Haben unsere Herzen nicht schon ohne Worte die einzig wahre, die einzig gültige Entscheidung getroffen? Ist da ein Widerstand möglich? Magdalene, gibt es für uns eine Trennung?"

„Egbert!"

Sie hatte ihr Haupt an seine Schulter gelehnt und weinte leise.

Er umschloß sie mit seinen Armen und preßte sie an seine Brust.

„Sei mein Weib", bat er. „Durch Natur und Schicksal sind wir auf einander angewiesen; wollen wir lösen, was so lange vereinigt gewesen?"

„Ich habe Dich immer geliebt, Egbert! Aber ich fürchtete mich ebenso vor dem Glück Deiner Liebe wie vor dem Unglück, nicht von Dir geliebt zu werden. In diesem seligen Augenblick — ein Schauer beschleicht

mein Herz, als wäre diese Freude zu groß für mich, als gönnte eine dunkle Gewalt sie mir nicht! Stürbe ich jetzt in Deinen Armen, nie brauchte ich mehr zu bangen und zu sorgen!"

„Wir leben unter einer Wetterwolke, Liebste; wenn sie vorübergerauscht ist, vielleicht genießt sich dann das Dasein noch einmal so süß!"

„Ach, ich will keine Zukunft! Du liebst mich?"

„Ich liebe Dich!"

In dem stärkern Tosen des Windes, in dem heftigern Stöhnen und Klagen der Bäume erstarb ihr Geflüster. Schon fielen einzelne schwere Regentropfen auf die Blätter. Vor dem Zuge, der hereinwehte, drohten die Kerzen zu verlöschen; Egbert schloß das Fenster. Und während nun draußen der Sturm zu heulen anfing und prasselnd auf das Dach und gegen die Scheiben der Regenstrom niederfloß und schlug, die Finsterniß gleichsam noch finsterer wurde, saß sie auf der Fußbank zu seinen Füßen, ihre Arme auf seine Kniee gelegt, und schaute ihn mit ihren stillen Augen an, die Glückliche den Glücklichen.

Einmal fuhren sie aus ihrem Gespräche auf und horchten; es war ihnen gewesen, als ob durch Regen und Sturm ein unterdrückter Schrei geklungen. Aber nichts ließ sich vernehmen als das eintönige Geräusch

des tobenden Wetters, das sie einwiegte und durch den Gegensatz seiner Unfreundlichkeit zu der Wärme und Behaglichkeit drinnen ihr Wohlgefühl erhöhte.

Draußen aber im Regen, unter dem Kastanienbaume, weinend, rufend, nicht wissend, ob aus Schmerz oder Freude, das Herz zum Ueberquellen von wunderbaren Empfindungen geschwellt, mit flatternden, verwirrten Haaren, die Arme bald zum Himmel erhebend, bald nach einem Schatten ausbreitend, steht die braune Christel.

Auf eine kurze Frist scheint die Gewalt des Regens gebrochen. Aus den Wolken schimmert die Sichel des wachsenden Mondes. Auf der Gloriette von Schönbrunn weilt unsicher sein zitternder Glanz.

Dorthin eilt, auf der Höhe des Hügels, ein Mann im dunklen Mantel; oder ist Alles nur ein Wahnbild, eine Phantasmagorie ihrer aufgeregten Sinne?

Nein, mit diesen Armen hat sie seinen Nacken umschlungen, seine Hand ist es gewesen, die ihre Haare zerwühlt, die ihr Mieder aufgerissen hat. Auf ihrem Munde haben seine Lippen brennend geruht. Waren es seine Worte, waren es seine Küsse, die ihr einen Glutstrom durch die Adern jagten?

Wie noch Alles an ihr glüht und klopft und zittert! Was ist denn in dieser Stunde, seit sie unruhig vom

Tische, an dem die Andern zögerten, davongeeilt, mit ihr geschehen? Obgleich er ihr kein Versprechen gegeben, obgleich sie weiß, daß er sie geringschätzt, ist sie voll Hoffnung, ihn zu finden, nach dem Kastanienbaum gelaufen. Das dunkle Gefühl, daß sie mit diesem heimlichen Verkehr, diesen nächtlichen Gängen eine Schuld begeht, macht sie um so vorsichtiger und um so begehrlicher. Es ist wie das Pflücken einer verbotenen Frucht, in dem Gelüste wohnt ein süßer Schauer. Der Sturm, der sich brausend erhoben, spielt ihr gleichsam die wilde Musik zu einem tollen Tanze. Mit seltsamem, schwefelgelbem Schein geht das Wetterleuchten darüber hin. Unter dem Kastanienbaum hat Magdalene eine Moosbank aufrichten lassen; die weit überhängenden Zweige mit ihrem noch dichten Laub gewähren Schutz. Dort sitzt die braune Christel mit klopfendem Herzen. Selbst in der Grausamkeit der Erwartung liegt für sie ein unbeschreibliches Vergnügen. Zugleich fürchtet sie sich vor ihm und schmachtet nach ihm. Durch den Garten schlüpfend hat sie von der Rüsternhecke einen Zweig gebrochen und ein paar spätblühende Blumen; nun windet sie geschäftig einen Kranz daraus Sie will sich zu seiner Ankunft schmücken.

Wird er zu ihr, der Armen, Verlassenen, der braunen, häßlichen Dirne kommen, er, der glänzende

Ritter in seinem goldgestickten Kleide? Der furchtbare Mann mit dem durchbohrenden Blicke? Der so schön und so schrecklich ist, wie sie nie einen andern Menschen gesehen? Was sollte er auch von ihr?

Sie spitzt die Ohren.

Auf dem einsamen Pfade von dem Schönbrunner Schlosse nähert sich einer mit heimlichen Schritten. Niemand geht zur Nachtzeit diesen Weg als er. Schleicht er zu ihr? Ist es das grelle Licht des Wetterleuchtens, das sie blendet? Christel schließt ihre Augen, um sich, sie wieder öffnend, in seinen Armen zu finden.

Was er ihr zugeraunt, sie weiß es nicht mehr. Von den Gesängen der Nixen hat sie gehört, welche den Menschen das Herz aus der Brust ziehen. So zaubermächtig und berückend sind seine Worte. Ein einziges hat sie behalten, es wird den Posaunenschall des jüngsten Gerichts in ihrem Ohr übertönen:

„Ich liebe Dich!“

Er liebt sie! Kann es denn sein?

Nun ist sie allein in Sturm und Regen; der Mond blickt ihr, ehe er sich wieder in den Wolken verschleiert, so ernst in das Gesicht. Ist denn eine Feuerflocke darauf geflogen? Es flammt, es schmerzt sie; wovon? Sie schlägt die Hände darüber. Gedanken, die sie nie=

mals gehabt, Vorstellungen wunderlichster Art regen sich in ihr, unbestimmt und schwankend. Jetzt ist es ihr, als blühte etwas duftig und schimmernd in ihr auf, und zugleich erfaßt sie eine unsagliche Traurigkeit. Sie ist nach der Bank zurückgekehrt; zerrissen liegt dort der Kranz, den sie für ihre Stirn gewunden.

Arme Blumen, arme Christel! Sagt sie es? Oder hat im Garten Magdalene ihren Namen gerufen?

Magdalene, Egbert — darf sie noch vor ihnen erscheinen? Hat sich nicht eine Kluft zwischen ihr und ihnen eröffnet? Lockte er nicht: Komm mit mir! Verlasse dies Haus! Zersplittert ist der Stein, der sie bannte; sie hat ihn nicht wiedererkannt, als ihr Egbert ihn neulich als seinen Lebensretter zeigte, den Opal in der goldenen Fassung. Komm mit! Wohin? Zu welchem Ende?

Der Sturm hat das Bruchstück des Kranzes, das aus ihrer Hand geglitten ist, mit Ungestüm ergriffen und jagt es den Hügel hinab.

Wo werden Zweig und Blumen morgen sein?

Ist die braune Christel mehr werth als eine sturmzerpflückte Waldblume?

Viertes Kapitel.

Eine große Menschenmenge erfüllte den Schloßhof von Schönbrunn. Trotz ihrer Abneigung gegen die Franzosen widerstanden die Wiener dem verlockenden Reiz einer Truppenmusterung und der Hoffnung, den Kaiser von Angesicht zu Angesicht, in greifbarer Nähe zu sehen, nicht.

Heute an diesem zwölften October begünstigte ein heiteres, kühles, herbstliches Wetter die Schau. Nach Mitternacht hatte der Regen aufgehört; der Wind, bis zur Morgendämmerung fortwehend, hatte den Erdboden allmälig wieder getrocknet. Eine fröhliche Sonne grüßte um die neunte Stunde des Morgens vom Himmel.

Auf den Stufen der Treppe, die in Hufeisenform in den Hof hinabsteigt, standen die Offiziere, welche dem Kaiser eine Botschaft zu überbringen, eine Bitt-

schrift zu überreichen hatten, die er selbst zu sehen gewünscht hatte; unter ihnen, mit einem ungarischen Husarenoffizier, der mit ihm schwerverwundet bei Aspern gefangen worden war, Egbert, auf einer der untersten Stufen.

Dem Schloß gegenüber war, vor den Rasenplätzen, Hecken und Alleen des Gartens, ein Bataillon der Garde aufgestellt; daneben die als genesen aus den Hospitälern entlassenen Soldaten, Andere, die aus der Gefangenschaft der Oesterreicher heimkehrten — ein buntes Bild, in dem die verschiedensten Uniformen sich berührten, das von dem Glanz der Morgensonne noch lichtere Farben erhielt.

Eine freudige Ausgelassenheit herrschte unter den Soldaten; die Zucht hatte nicht wenig im Verlauf des Feldzugs, selbst unter den Augen des Kaisers, nachgelassen; die Nachricht, daß der Abschluß des Friedens bevorstände, hatte sich verbreitet und fand überall jubelnde Zustimmung. Dem beschwerlichen Felddienst, den harten Kämpfen, die mit hartnäckigerer Erbitterung als jemals vorher seit dem Beginn der Revolutionskriege geführt worden waren, hatte die muntere kriegerische Stimmung der Franzosen, in der sie alle ihre Feldzüge begannen, nicht lange widerstanden. Wie der Mühen, wurden sie der Gefahren vor der Zeit überdrüssig.

Noch gehorchten alle dem Wink ihres Führers; aber wie in den Tagen nach der Schlacht bei Eylau lief ein düsteres unheimliches Gemurmel durch das Heer, das er nur darum nicht hörte, weil er es nicht hören, nicht verstehen wollte. Unmerklich noch und dennoch unaufhaltsam fing der kriegerische Sinn der Franzosen zu ermatten an. Zu wild und hoch war der Adler geflogen, seine Schwingen erlahmten. Daher war die Friedenskunde allen ein Trost und eine Erlösung, jeder sehnte sich nach Ruhe.

Hinter den Soldaten drängten sich in den Baumgängen des Gartens die Zuschauer. Die Ordnung wurde nicht streng aufrecht erhalten. Die Feldgendarmen drückten ein Auge zu und ließen in den Zwischenräumen, welche die einzelnen Truppentheile von einander trennten, Vorwitzige und Neugierige sich tummeln. An den Fenstern des Schlosses standen reichgeputzte Damen des österreichischen Adels neben den Herren des kaiserlichen Hofes. Als Egbert zufällig einmal in die Höhe blickte, erkannte er an einem der Fenster den Präfecten des kaiserlichen Hauses, Bausset, den er am Frühstückstisch Napoleon's in den Tuilerien getroffen, im Gespräch mit der Gräfin Bellegarde, der Frau des tapfern Generals, mit dessen Truppen vereint er die Straßen und Häuser Asperns erstürmt und vertheidigt. Es

schien doch, als wäre schon vor der Unterzeichnung der Friedensurkunde zwischen den Höfen der beiden Kaiser eine Annäherung geschehen, die mehr als eine bloße Beendigung der Feindseligkeiten, die eine freundschaftliche Verbindung für die Zukunft, vielleicht sogar ein dauerndes Bündniß andeutete.

Noch weniger als den so dringend geforderten und so schwer erkauften Frieden konnte Egbert diese Eile billigen, sich dem Imperator zu Füßen oder in die Arme zu werfen. Sollte der Gedanke, das heilige deutsche Reich wieder aufzurichten, ein solches Ende nehmen und der letzte deutsche Kaiser der erste Vasall und Waffenträger Napoleon's werden? Egbert's Herz wallte vor Scham und Schmerz auf; um wie viel edler und würdiger erschien ihm der kalte unbeugsame Trotz und Haß, die spartanische Armuth, welche die Norddeutschen dem siegreichen Imperator entgegensetzten. Von dorther wird der Rache Pfeil die Ferse Napoleon's treffen, sagte er sich, an die Lieblingsverse des gestorbenen Freundes denkend, von dorther! Wir sind auf der Wage des Geschicks zu schwach befunden worden!

„In Ordnung!" scholl es unten.

Aus ihrer lässigen Haltung richteten sich die Garden stattlich und straff auf.

Auch den Unkriegerischsten mußte ihr Anblick mit

einem Funken des Heldenmuths und der Kampfbegeisterung entzünden; etwas wie der Feuerathem der Schlacht strömte aus diesen stählernen Reihen, diesen wettergebräunten, narbenbedeckten Gesichtern. Der junge Mann im blauen Oberrock mit den Mädchenzügen, dem Egbert gestern bei Sonnenuntergang auf dem Waldwege begegnet war, irrte wie ein Trunkener an ihrer Front entlang. Vergebens wiesen ihn die Offiziere, die ihn wegen seiner Kleidung für einen Beamten der Militärintendantur halten mochten, zurück; er kehrte immer wieder, wie einer, der sich an diesem Schauspiel nicht satt genug sehen konnte. Zuletzt wurde er in die Nähe der Treppe gedrängt, Egbert so nahe, daß dieser ihm schon die Hand entgegenstreckte. Aber der Fremde wendete sich hastig ab, mit dem Blick eines Verstörten. Es stand etwas in seinem Gesichte, das Egbert nicht enträthseln konnte, das ihn gerade wegen seiner geheimnißvollen Düsterkeit noch mehr erschreckte.

Umringt von einem zahlreichen Gefolge war der Kaiser aus der Glasthür eines Saals hinaus auf den obersten Absatz der Treppe getreten.

Er trug wie gewöhnlich seine geliebte grüne Uniform mit dem breiten rothen Ordensbande, den kleinen Hut, die weißen Kasimirhosen. Keine Handschuhe bedeckten seine schlanken weißen Hände. Er zerknitterte

ein Blatt Papier in der Linken und kam langsam die Stufen hernieder. Dem angeborenen Ernst seines Antlitzes hatte sich heute ein besonderer Zug der Melancholie um Mund und Augen zugesellt. Gegen den Sturm, in dem ihn Egbert zuletzt im schwankenden Kahn auf der Donau gesehen, stach die Ruhe und Stille, die sein Wesen heute zeigte, bedeutsam ab.

Auf einer Treppenstufe unterbrach er plötzlich seinen Gang. Stillstehend verschränkte er die Arme auf dem Rücken und schaute über die Menschen unter ihm, über den Garten, zu der Gloriette hinauf.

Kam ihm der Gedanke, daß er nie wieder an dieser Stelle weilen, nie diese Bäume, diese Laubgänge, die in ihren Schatten ein Unnennbares für ihn zu verbergen schienen, wiedersehen würde? Ganz leise zuckte er zusammen. Wehte ihn der Schauer des Herbstes an? Mit einer hastigen Bewegung zerriß er dann das Papier, das er in der Hand gehalten, und streute die kleinen Stücke in die Luft.

„Berthier!" rief er, sich nach seinem Gefolge umkehrend, das zwei Stufen über ihm Halt gemacht, um ihn nicht in seinen Betrachtungen zu unterbrechen.

„Sire!"

Der Fürst eilte zu ihm.

Napoleon winkte ihm, dicht an seine Seite zu treten.

„Wissen Sie, was ich eben zerrissen? Den Bericht eines Polizeicommissars, den mir Savary vor einer halben Stunde in der größten Aufregung brachte. Eine Verschwörung besteht im Heere.“

„Ich hatte Eure Majestät schon vor Wochen auf die bedenkliche Stimmung in einzelnen Regimentern der Linie aufmerksam gemacht.“

„Diese Leute sind müde, wie die Soldaten Alexander's in Indien. Jämmerlich, daß die Entwürfe der größten Männer an diese elende Masse gebunden sind! Ich werde ein, zwei Jahre rasten, sie entlassen und mir ein neues Heer schaffen. Den Franzosen fehlt die zähe Ausdauer, welche Cäsar's Legionen hatten. Aber Cäsar begegnete zuletzt seinen Mördern — und ich? Auch mir war eine Kugel in jener schlimmen Mainacht auf der Lobau bestimmt.“

„Undenkbar, Sire! Es entsetzt mich!“

„Der Bericht war zu genau und umständlich, um erlogen oder nur übertrieben zu sein. Savary lobt den Mann, der ihn geschrieben. Merken Sie sich den Namen, er heißt Desronais. Und was mir für seine Glaubwürdigkeit bürgt, er gehörte früher zu den Jakobinern und hat das Organ für Verschwörungen. Wer sollte mich auch ermorden wollen außer diesen Banditen?“

„Ich stehe noch ganz erstaunt, wortlos —"

„Soldaten aus dem Regiment des Obersten Loysel waren zu der That gedungen. Zwei Rädelsführer hat Savary verhaften lassen. Erschießt sie morgen in der Stille; ich will keinen Lärm und keine Verhandlung. Wo ist der Oberst?"

„Oberst Loysel!" rief Berthier den Offizieren zu.

Niemand regte sich.

Der Oberst, da er keinen Dienst hatte, befand sich nicht bei der Parade.

„Schicken Sie ihn fort", sagte Napoleon. „Nach Spanien, mit einer Depesche an Soult oder an den König Joseph. Aber sogleich, daß er in vier Stunden Wien verlassen hat! Ich will keine Narren, die den Brutus und Cassius nachspielen, in meiner Nähe haben."

„Vielleicht wäre es besser, Eure Majestät ließen ihn verhaften."

„Einen Gecken! Damit er sich einbildet, ich fürchte mich vor ihm?"

Mit dem Ausdruck der unbeschreiblichsten Verachtung zuckte er die Schulter.

„Ich werde nicht an dem Biß einer Viper sterben. Wo lebte der, welcher mich überwände?"

Noch einmal, während Berthier einige Schritte zurücktrat, blickte er über den Garten, zu der Sonne

hinauf. Im gelblichen Glanz schimmerte sein düsterschönes Gesicht, es lag etwas wie schmerzlich gefaßte Entsagung darin. Sein Leben war der Krieg, die Nothwendigkeit zwang ihn, Frieden zu schließen. So mag der stolze Engel geblickt haben, als er den Kampf gegen die himmlischen Heerschaaren aufgeben mußte.

Mit raschen Schritten eilte er die noch übrigen Stufen der Treppe, ohne an einen der Offiziere das Wort zu richten, hinab. Erst die österreichischen Uniformen zogen seine Augen, die er zur Erde gesenkt hatte, auf sich.

Den Gruß Egbert's und seines Kameraden erwidernd, blieb er einen Augenblick vor ihnen stehen.

„Ich bin doch Sieger geblieben", sagte er triumphirend. „Ich gebe Oesterreich und der Welt den Frieden."

In der nächsten Frist mochte ihn der Ausruf schon reuen.

„Was ist auch eine gewonnene Schlacht mehr für mich? — Sie sind vollkommen geheilt, Herr Heimwald?"

„Ja, Sire!"

„Sie werden an Aspern denken wie ich. Unser Leben lang! Ich will Sie nach der Parade noch sprechen; Berthier wird Sie zu mir führen."

Nun war er schon im Hofe. Das „Es lebe der

Kaiser!" umrauschte ihn unter dem Wirbel der Trommeln und dem Klang der Hörner und Pfeifen. Von seinem erhöhten Standpunkt gewahrte Egbert, wie der Mann im blauen Rock vorschnell und in unanständiger Hast vorstürzte, um den Kaiser zu sehen, und ihm beinahe den Weg zu seinen Garden vertreten hätte. Napoleon bemerkte ihn gar nicht; die Hände auf dem Rücken näherte er sich den Soldaten. Die Adjutanten rissen den Blaurock zurück. Andere Offiziere, unter ihnen der Ritter Zambelli, waren auf der Treppe stehen geblieben und fingen ein Gespräch mit den beiden Oesterreichern an. Mit großer Bestimmtheit versicherten sie alle, sie würden nie wieder mit den Oesterreichern eine Schlacht schlagen; der Kaiser hätte dem Fürsten Johann Liechtenstein gesagt, er wünsche mehr als einen vergänglichen Frieden, er wolle eine dauernde Freundschaft und ein unverbrüchliches Bündniß mit Oesterreich schließen. Die eigentlichen Feinde Europas seien die Russen; wie schlecht und treulos hätten sie sich in diesem letzten Kriege gezeigt. Der Kaiser Alexander hätte zu Erfurt versprochen, den Franzosen mit seinem ganzen Heere zu Hülfe zu kommen; aber er dächte nicht daran, sein unersättlicher Ehrgeiz trachte nur nach der Eroberung Konstantinopels. Niemals aber würde Napoleon dies dulden. Franzosen und Deutsche seien

berufen, die Bildung des Abendlandes vor einem neuen Mongolensturm zu bewahren.

Mit geheimem Schauer erkannte Egbert, wie in diesen Worten schon ein neuer Krieg schlummere, ehe noch das Ende des jetzigen gekommen. Von dem Feldherrn hatte sich die Unmäßigkeit der Wünsche, die Ungeduld, ruhig in gleichmäßigem Zustande zu verharren, seinen Hauptleuten mitgetheilt, und wenn die Aeltern sich nach dem friedlichen Genuß des Erbeuteten, ihrer Siege und Schätze sehnten, so wuchs nach ihnen im Feldlager eine unruhige, aufstrebende Jugend auf, die nach neuen Ehren und Abenteuern dürstete.

Darüber war das kriegerische Schauspiel ihnen beinahe ungesehen vorübergegangen. Langsam war der Kaiser die Front seiner Truppen entlang geschritten, stumm, ohne ein Wort des Lobes und der Aufmunterung, die er sonst gern zu spenden pflegte, sie nur mit seinen Augen anblitzend, ob auch in ihren Reihen Verräther wären. Vor denen, die aus der Gefangenschaft kamen, vor den genesenen Verwundeten verweilte er länger. Er sprach mit einigen und ließ sich ihre Schicksale erzählen.

Als er die Spitze der Aufstellung erreicht hatte, kam der General Rapp athemlos und dunkelroth im Gesicht auf ihn zugestürzt. Zu gleicher Zeit sah Egbert,

wie der Blaurock, mit verzweiflungsvollem Blick auf den Kaiser starrend, von zwei Feldgendarmen an den Händen gepackt, in das Wachtzimmer im Erdgeschoß des Schlosses geführt wurde. Wären der rings um ihn Stehenden weniger gewesen, hätten die Garden, zum Vorbeimarsch schwenkend, nicht die Möglichkeit, an ihnen vorüberzukommen, verhindert, so würde Egbert nach der Wache geeilt sein, um dem armen Narren, für den er ein tiefes Mitleiden empfand, eine längere Gefangenschaft und eine härtere Behandlung zu ersparen.

Der Kaiser hörte die geflüsterte Meldung Rapp's mit jener Undurchdringlichkeit und Bewegungslosigkeit seiner Mienen an, welche der sichtbare Ausdruck von der Kälte seines Herzens und von seiner Gleichgültigkeit gegen die meisten guten oder schlimmen Ereignisse waren. Ruhig nahm er die Parade ab, stieg ruhig die Treppe hinauf, das Gesicht von dem eigenthümlichen melancholischen Schatten überflogen, der ihn an diesem Morgen nicht verließ.

Im Vorsaal wartete Egbert mit vielen Andern. Doch war er einer der ersten, die in das Zimmer Napoleon's gerufen wurden.

Der Kaiser hatte eben mit schnellem Federzug eine Depesche unterzeichnet.

„Herr Ritter Zambelli“, winkte er nach der Gruppe

seiner Adjutanten, die in einer Ecke des Zimmers mit bestürzten Gesichtern standen.

„Sire!“

„Dieses Blatt an den Obersten Armand Loysel. Er muß nach Madrid abgehen. Noch diesen Vormittag. Er ist gestern in Schönbrunn mit Ihnen gesehen worden. Sie werden wissen, wo Sie ihn am sichersten treffen. Es wäre seine Pflicht gewesen, sich mir bei der Parade vorzustellen. Ich liebe die Offiziere nicht, auch wenn sie brav sind, die ihre Pflichten so gröblich vernachlässigen. Eilen Sie!“

Zambelli nahm erschreckend das indeß von Berthier zusammengefaltete und gesiegelte Papier. Wer konnte ihm diesen Streich gespielt haben?

Während er aus dem Saal ging, trat Egbert, dem der Fürst ein leises Zeichen gegeben, dem Kaiser näher.

Mit einem seltsamen Gefühl bemerkte er in der Hand desselben ein langes Messer.

Napoleon, dem dieser Blick nicht entgangen, versuchte sein unheimliches Lächeln, als wolle er damit seine Worte in Scherz verkehren oder ihnen doch Bitterkeit und Groll nehmen.

„Dies Dolchmesser, mein Herr — wer hat mir die friedlichen Gesinnungen, die frommen Tugenden der

Deutschen einmal so beredt gepriesen? Hat der Krieg sie alle verwildert? Mit diesem Messer hat mich ein Deutscher ermorden wollen!"

„Sire!"

„Es ist ein Wahnsinniger", sagte der Kaiser scharf und kalt und warf das Messer auf den Tisch. „Ich werde einem ganzen Volke nicht die That eines Tollhäuslers anrechnen. Aber das sind nun die Folgen der unseligen geheimen Gesellschaften. Die Gelehrten, die Gebildeten nähren diesen Haß gegen mich; von ihnen dringt er in die Massen ein. Sie haben mir in Tirol eine neue Vendée geschaffen; bald wird diese deutsche Erde eine Höllenmaschine und einen Cadoudal gegen mich ausspeien. Ich muß ein Ende machen. Was will Ihre Bewegung sagen?"

„Es lag in den Händen Eurer Majestät, es nicht zu diesem Aeußersten kommen zu lassen. Nach diesem Kriege —"

„Sollte es mir unmöglich sein, die Welt zu regieren, wie ich will?" unterbrach ihn Napoleon. „Die Wunden heilen, die Niederlagen verschmerzen sich. Ihr Oesterreicher habt erfahren, daß ich noch immer der Mächtigste bin. Ich konnte Euren Staat zertrümmern, ich hab' es nicht gethan. Unter Frankreichs Oberhoheit kann Deutschland in Frieden gedeihen."

„Damit rufen uns Eure Majestät zu: Finis Germaniae!“

„Und wenn ich es thäte? Habt Ihr Polen nicht getheilt? Aber ich thue es nicht. Ich habe den Baiern und den Preußen ihre Könige gelassen, ich taste Euren Kaiser nicht an. Nein, ich bin kein Weltenstürmer, ich bin ein Erneuerer des alt gewordenen Europa. Meine Kriege dienen seiner Verjüngung und der Ausbreitung der wahren Freiheit.“

„Gibt es eine Freiheit ohne Vaterland, Sire?“

„Denken Sie sich nicht als Deutscher, denken Sie sich als Mitglied der ganzen Menschheit, dann werden Sie auch meine Absichten besser verstehen. Die Franzosen sind das Schwert, die Deutschen das Buch der Welt.“

Und indem er den letzten Ausspruch wiederholte, setzte er mit einer Wendung, die nicht ohne Anmuth war, hinzu:

„Damit will ich Ihre Tapferkeit nicht in Zweifel gezogen haben. Ich habe sie zu gut kennen gelernt. Fortan werde ich das Mögliche thun, um mit Ihnen in Frieden zu leben. Vielleicht gelingt es mir, die Oesterreicher durch meine Freundschaft zu versöhnen. Sie freilich, Sie werde ich nicht überzeugen!“

„Wessen wollten mich Eure Majestät überzeugen?

Ich bewundere Ihren Genius und beklage, daß ihn das Schicksal zum Vernichter meines Vaterlandes gemacht hat. Das durfte wohl ein Deutscher sagen, der in Cäsar's Gefangenschaft gerathen."

„Dann muß er auch Cäsar erlauben, seinen Gang zu wandeln. Nicht ich habe mir meinen Weg, die Vorsehung hat ihn mir vorgezeichnet. Ich habe Sie zuerst als Künstler in Malmaison kennen gelernt. Sie hatten der Kaiserin eine Silhouette der Erzherzogin Marie Louise gegeben; ich habe jetzt Gelegenheit gefunden, bei der Betrachtung eines Bildes der Prinzessin Ihre Treue und Geschicklichkeit schätzen zu lernen. Dem Künstler wie dem Soldaten bin ich verpflichtet", meinte er mit eigener Betonung. „Nehmen Sie dies zum Andenken an eine Stunde des Geschicks."

Von einem Seitentisch langte er ein goldenes, zierlich mit dunklen Rubinen besetztes Medaillon und gab es Egbert. Das auf Email darin gemalte kleine Bild stellte das Ufer der Lobau gegenüber Kaiser-Ebersdorf dar. In das Gold der Kapsel hatte Napoleon seinen Namenszug gekritzelt.

Den Dank Egbert's schnitt er mit einem Nicken seines Kopfes kurz ab.

„Sie haben Cäsar und sein Glück gefahren", sagte er.

So lange als es dauerte, bis sich Egbert durch die Thür nach dem Vorsaal entfernt hatte, behielt das Gesicht Napoleon's den leisen Schimmer des Freundlichen und Wohlwollenden bei, der ihm sonst so fremd war.

Mit einer kurzen Bewegung verabschiedete er die Uebrigen, nur seine Vertrauten blieben um ihn.

„Und nun zu Ihrem Gefangenen, Rapp!" sagte er barsch. „Was war's mit ihm?"

Der General berichtete, daß ein junger Mensch in auffälligster Weise während der Musterung sich in die Nähe des Kaisers gedrängt habe; als jede Ermahnung und Zurückweisung vergeblich gewesen, habe er ihn am Rockkragen ergriffen, um ihn nach der Wache führen zu lassen. Der Fremde habe sich loszuringen versucht, dabei hätte er — Rapp — etwas wie ein Messer in seiner Tasche gefühlt; es sei dasselbe, das jetzt auf dem Tische läge.

Ungläubig schüttelte Napoleon den Kopf.

„Sie sehen Gespenster, Rapp, am hellen Tage. Hierher mit dem Mann!"

Während Rapp ging, um den Gefangenen aus dem Wachtzimmer auf einem geheimen Wege herbeizuführen, fragte Napoleon:

„Ist Corvisart hier?"

„Ja, Sire", antwortete dieser.

Es war der erste Leibarzt Napoleon's.

„Sie sollen den Gefangenen untersuchen. Ganz gewiß, er ist toll. Die Deutschen neigen zum Wahnsinn wie die Engländer. Berthier, daß uns Niemand stört!"

In der nächsten Minute befand sich außer Napoleon, Savary, zweien seiner Lieblingsadjutanten und dem Arzte Niemand mehr im Zimmer. Ein undurchdringliches Geheimniß sollte nach dem Willen des Kaisers diese ganze düstere Angelegenheit bedecken.

Von zwei Gendarmen an den Armen gefaßt, wurde der Uebelthäter in den Saal geleitet. Man band ihm die mit Stricken gefesselten Hände los. Die Wächter wurden wieder hinausgeschickt. Rapp blieb hinter dem Gefangenen an der Thür stehen, ihm jeden Fluchtversuch abzuschneiden. Schweigend hatte ihn der Kaiser während dieser Zeit betrachtet. Es war der Jüngling mit den langen Haaren und dem feinen blassen Mädchengesicht, das jetzt freilich von Aufregung glühte.

„Dies Kind — mich ermorden!" brach Napoleon stürmisch aus. „Unsinn! Wo hatten Sie nur Ihre Augen, Rapp!"

Er näherte sich dem Gefangenen, der ihn unverwandt mit schwärmerischen Augen anblickte, und redete ihn mit einer gewissen Milde an:

„Wer sind Sie?“

„Ich heiße Friedrich Stapß und komme aus Erfurt; mein Vater ist lutherischer Prediger zu Naumburg.“

„Wie alt sind Sie?“

„Achtzehn Jahre.“

„Sie haben mich schon früher gesehen?“

„Zu Erfurt im October des vergangenen Jahres.“

„Und was wollten sie heute von mir? Warum haben Sie Ihre Eltern verlassen? Wozu dies Messer?“

„Um Sie zu tödten“, entgegnete Stapß mit der unerschütterlichen Feierlichkeit des Schwärmers.

Die natürliche Schwäche, die Sanftmuth und Bildung des Jünglings schienen zu diesem so klar und bestimmt ausgesprochenen Entschluß in so vollkommenem Gegensatz zu stehen, daß nur eine Umwandlung des Herzens und des ganzen Menschen zu ihm geführt haben konnte. Der fanatische Haß, der sich darin offenbarte, die Sucht nach dem Martyrium erregte den Zuhörern dieser peinlichen Verhandlung einen kalten Schauer.

Nur Napoleon blieb gelassen.

„Sie betrügen sich selbst“, sagte er. „Mich tödten! Schauen Sie mich einmal an. Sie sind entweder ein Jakobiner oder schwer krank.“

„Ich weiß nicht, was ein Jakobiner ist, und glaube so gesund wie Sie zu sein."

Corvisart faßte nach seinem Puls.

„Nicht wahr, ich bin gesund?" rief zwischen Triumph und Zweifel der Gefangene, als der Arzt seine Hand wieder losließ.

„Ja, Sie sind gesund."

Etwas wie Aerger, Verdruß und Zorn schwebte um den Mund des Kaisers, aber er bezwang sich. Seine Stimmung machte ihn heute dem Mitleiden einer Anwandlung der Menschlichkeit zugänglicher als sonst. Aus seiner unnahbaren Götterhöhe hatte ihn ein dumpfes Schmerzgefühl, die Ahnung, ja die Gewißheit eines großen unabwendbaren Verlustes zu der Tiefe der andern Sterblichen unmerklich hinabgezogen.

„Mich tödten!" sagte er noch einmal, den ehernen Klang seiner Stimme mäßigend. „Besinnen Sie sich doch! Sie sind noch ein Knabe — was habe ich Ihnen gethan? Welcher Beweggrund, welche Leidenschaft hat Sie zu einem solchen Verbrechen angetrieben?"

„Sie sind das Unglück meines Vaterlandes."

„Das haben mir schon Andere gesagt. Allein diese standen mir in Waffen gegenüber. Warum haben Sie nicht ebenso gehandelt?"

„Sie bleiben Sieger in allen Schlachten; auch

wollte ich nicht Ihre Soldaten, sondern Sie selbst, einzig Sie treffen."

„Wenn ich überall siege, ist dies nicht ein Zeichen, daß die Vorsehung bei mir steht?"

„Gott erhöht die Tyrannen, damit der Ruhm derer, die sie stürzen, desto leuchtender wäre."

„Die Gottheit befiehlt kein Verbrechen."

„Sie tödten ist keine Sünde, sondern eine heilige Pflicht."

„Und Sie sind ein Protestant?"

„Ja."

Sinnend schwieg der Kaiser eine Weile.

Die heftige Erregung und Ueberreizung des Jünglings hatte nachgelassen, das Feuer seiner Augen war erloschen; sie hatten jetzt den sanften gutmüthigen Ausdruck, der im Einklang zu seiner Gestalt und seinen Zügen stand.

Napoleon mochte glauben, daß ihn das Fieber, das ihn bisher geschüttelt, verlassen habe und ein Wort der Güte eine Stätte bei ihm finden würde.

„Sie sind ein kindischer Schwärmer; ich werde Ihnen verzeihen und Ihnen das Leben schenken", sagte er.

„Ich will keine Verzeihung, und Sie würden Ihre thörichte Großmuth bald büßen müssen."

„Im Gegentheil, müßten Sie mir nicht dafür dankbar sein?"

„Nein! Ich würde Sie doch zu tödten versuchen."

Langsam wendete sich der Kaiser von ihm ab. Er suchte die Enttäuschung, die er erfahren, zu verbergen, aber er las sie auf den Gesichtern der Andern. Ihm kam die Erinnerung an jenen Römer, der vor dem König Porsenna die Hand in das Becken voll glühender Kohlen steckte.

„Führen Sie ihn hinweg, Savary", sagte er halblaut, „ein Kriegsgericht mag über ihn urtheilen."

Mit gekreuzten Armen blieb er am Fenster stehen, mit dem Rücken gegen den Jüngling, den die hereingerufenen Wächter ergriffen.

Mehrere Minuten verrannen so, ohne daß sich der Kaiser oder irgend ein Anderer in dem Saale rührte. Es war, als hätte ein plötzlicher Zauber sie gebannt.

Die Herbstsonne fiel durch die Scheiben, spielte auf den Bildern an den Wänden, blitzte auf den Epauletten, auf der goldenen Adlerkrone des kaiserlichen rothen Sammtsessels — und doch hing eine trübe schwere Wolke über allen.

Mit einer gewissen Scheu, als fürchte er sich, dem Blick des Gefangenen doch noch zu begegnen, an der

Stelle, wo er gestanden, wie ein Geisterauge, das sich auf ihn richtete, drehte Napoleon sich um.

„Haben Sie eine Erklärung dafür?“ fragte er. „Ist es nicht unerhört, daß ein Deutscher in diesem Alter, von so guter Erziehung, ein Protestant ein solches Verbrechen, einen Meuchelmord hat begehen wollen? Mit kaltem Blute, nach reiflicher Ueberlegung! Was ist das, Rapp? Was bereitet sich hier vor?“

„Die geheimen Gesellschaften, Sire“, antwortete der General, die Worte Napoleon's von vorhin wiederholend, um doch etwas zu erwidern, ohne an seine eigene Bemerkung zu glauben, und war froh, daß der Kaiser ihm die Fortsetzung des angefangenen Satzes ersparte.

Nach seiner Gewohnheit ging Napoleon, mehr zu sich selbst als zu dem Angesprochenen redend, mit großen Schritten auf und nieder. Er wälzte in diesen Monologen gleichsam die Gedankenlast, die auf ihn drückte, von sich ab.

„Und wer hat diese geheimen Gesellschaften gebildet?“ sagte er, an das Wort Rapp's anknüpfend. „Die Professoren, die Ideologen. Das sind meine Feinde; die Fürsten, die ich besiegt, der Adel, dem ich seine Vorrechte genommen habe, besolden sie. Das deutsche Volk ist gut, gehorsam und lenkbar, nur diese

Menschen verführen es mir. Im Norden, im Süden haben sie Aufstände angezettelt. Bin ich ein Nero, ein Caligula? Nein, sie zwingen mich dazu, diese bethörten Jünglinge, diese armseligen Bauern niederschießen zu lassen. Was ich will, ist gut und recht, ist die Ordnung und die Freiheit. Einer muß herrschen, und dieser Eine, der Mächtigste, bin ich. Hat mich nicht das Schicksal dazu auserwählt? Aus hundert Schlachten bin ich davongekommen. Wie die Höllenmaschine hat mir der Dolch des Mörders nichts anhaben können. Geschieht dies gewöhnlichen Menschen? Nein! Gestehen Sie es selbst, Rapp! Aber der Friede ist uns nöthig. Die Gemüther sind zu überspannt; die Schlacht von Aspern hat die träge Einbildungskraft der Deutschen in Flammen gesetzt. Sie haben mich schon auf der Flucht gesehen und sind erzürnt darüber, daß ich ihre Hoffnungen bei Wagram niedergeschlagen habe. Sie sollen den Frieden haben, um sich zu besänftigen, um die Wohlthaten meiner Herrschaft zu erkennen und zu genießen. Das Geschlecht der Napoleons wird nicht mit mir enden. Man hat mir die russische Großfürstin verweigert, diese österreichische Erzherzogin ist mir sicher. Ich kann die Deutschen nicht höher ehren, als indem ich eine ihrer Prinzessinnen zu meiner Frau mache. Welch Opfer bringe ich ihnen und der Zukunft, welch

ein Opfer! Die Dynastie der Napoleons wird größer in der Geschichte dastehen als alle Königsgeschlechter, die vor ihr auf Erden erschienen sind. Sie wird das Verhängniß Europas sein."

So sprechend war er, in seinem Gange innehaltend, an dem breiten Tische in der Mitte des Saals stehen geblieben. Karten, Papiere, Berichte, Briefe lagen darauf verstreut.

Achtlos griff seine Hand nach einem derselben. Mit schnellem Blicke überflog er es.

„Hier schlägt mir ein amerikanischer Freibeuter vor, er wolle sich St. = Helenas bemächtigen und von dort aus die Verbindung der Engländer mit Indien unterbrechen", sagte er. „Sie sind ein guter Geograph, Rapp — wo liegt dies St.=Helena?"

Der tapfere General zog die Stirne kraus, er mußte sich eine Weile besinnen, wohin er dieses einsame Felseneiland zu bringen habe.

„Im atlantischen Ocean, Sire", antwortete er dann, „vor der afrikanischen Westküste, etwa fünfzehn Grad unter dem Aequator. Es ist eine Wasserstation für die englischen Schiffe."

„Ich habe diese Insel nie nennen hören und habe keine Lust, sie berühmt zu machen. Indien erreichen wir nicht auf dem Wasserwege, unsere Straße führt

über Moskau. Aber nicht jetzt, Rapp, nicht morgen! Dereinst, ich stehe noch im Mittag des Lebens. Melden Sie dem Fürsten Liechtenstein, ich wäre zur Unterzeichnung des Friedens bereit. Wir gehen nach Paris. Und daß von dieser unglückseligen Geschichte nichts verlautet. Nichts! Ein Knall, ein Schuß ins Herz — den Rauch verweht der Wind und mit dem Rauch das Gedächtniß dieses Thoren. — Sie noch hier, Corvisart? Er leidet doch an Geistesstörung, wenn auch sein Puls richtig geht."

Zur Stunde, als der Kaiser im Schlosse mit Egbert redete, hatte der Oberst Armand Loysel an die Thür des Hauses mit dem rothen Dache in Hietzing geklopft und Einlaß begehrt. Er freute sich des Sonnenscheins, in dem seine reichgestickte Uniform sich noch einmal so gut ausnahm. Nach dem Sprichwort: Kleider machen Leute, schien sie ihm schon im voraus einen leichten Sieg zu versprechen. In der muntersten Stimmung ahnte er nicht das Gewitter, das sich über ihm zusammengezogen hatte.

Seine republikanischen Gesinnungen gingen nicht tief; weil er sich zurückgesetzt fühlte, im Uebermaß seiner Eitelkeit, hoffte er durch Widerstand gegen den Kaiser zu ertrotzen, was dieser ihm nicht aus Gnade gewähren wollte. Ueberdies waren gerade in dem Regiment, in

dem er diente, von einigen ältern Offizieren der Republik verbreitet, die Grundsätze und noch mehr die Redensarten der Jahre 1792 und 1793 im Schwange. Um sich beliebt zu machen, hatte Loysel sich auf denselben Ton gestimmt und dadurch ein gewisses Ansehen erlangt. Seit Moreau's Verbannung war im Heere die republikanische Gesinnung um mehrere Grade gefallen. Es gab keine republikanischen Generale, es gab nur noch republikanische Obersten.

„Bald", scherzte Desronais, „wird die Republik bis auf die Unteroffiziere herabgekommen sein."

Von den Verabredungen gegen das Leben des Kaisers wußte Loysel nichts. Die echten Jakobiner hatten sich wohl gehütet, den leichtsinnigen Stutzer in ihre kühnsten und verbrecherischen Pläne einzuweihen.

Ein französischer Offizier von seinem Range, der sich in aller Sitte als alter Bekannter einführte, konnte von den Frauen nicht zurückgewiesen werden. Der geheime Secretarius ließ sich freilich durch kein Zureden, kein Schmeicheln und kein Zanken seiner Frau aus seiner Schreibstube locken. Magdalene hatte kein Arg gegen den Besuch.

Nach der Seligkeit des vergangenen Abends, die sie noch mit sanfter Wonneempfindung durchströmte, wie es den Blumen zu Muthe sein mag, wenn sie

lange der laue Westwind und die Strahlen der Frühlingssonne in ihrer Umarmung gehalten haben, bereitete ihr das Wiedersehen Loysel's beinahe einen scherzhaften Zeitvertreib. Es füllte die Frist, in der sie Egbert missen mußte, harmlos und lustig aus.

Sie war in dem glücklichen Uebermuth eines Mädchens, das sich von dem besten Manne geliebt weiß, und dachte, wenn es sich so fügte, gegen den frühern aufdringlichen Liebhaber, der die halbwüchsige Jungfrau verfolgt, jetzt die gebührende Strafe zu vollstrecken.

Dem tapfern Obersten sank doch etwas das Herz, als er sich Magdalene, die ihn heiter empfing, gegenübersah. Nicht ihre Schönheit bewegte ihn so sehr, als die geistige Klarheit und Ueberlegenheit, die ihr Auftreten bekundete. Er hatte sich thörichterweise noch immer das junge, scheue und wilde Kind vorgestellt, dem er vor Jahren wider seinen Willen einen Kuß hatte rauben wollen, und gar nicht bedacht, daß die Zeit aus dem Kinde vermuthlich ein kluges und zurückhaltendes Mädchen gemacht haben würde. Der Eindruck der Wirklichkeit war nun bei der ersten Begrüßung so stark, daß er die schönen Reden, die er sonst zu verschwenden wußte, nicht auszugeben wagte, sondern ein wenig kleinlaut den angebotenen Platz einnahm.

Im Verlaufe des Gesprächs, durch die Gegenwart der Mutter, bekam er wieder Muth.

Mit der Frau Armhart ließ sich schon eher im gegenseitigen Radebrechen des Deutschen und Französischen eine spielende Unterhaltung über Nichtigkeiten anspinnen. Und zugleich war diese Unterhaltung für Lopsel nicht ohne Werth; sie brachte ihm die Gewißheit, daß diese Frau nimmermehr die Mutter der schönen und stolzen Jungfrau sein könne, die mit vornehmem Anstand dasaß und mit ihrem Lächeln seine sonst so kecke Zunge zügelte.

„Wie ein Grafenkind, ganz wie die Dechamps in ihrer Jugend", sagte er sich und merkte nicht, daß seine Phantasie ihm einen Streich spielte und in Magdalenen finden ließ, was er darin finden wollte.

Freilich war sie heute, im Bewußtsein und im stillen Selbstgenuß ihres Glückes, besonders schön. Aber der blinde, in seinen eigenen Vorstellungen verrannte Lopsel konnte den wahren Reiz ihrer Schönheit, diese Mischung des Keuschen, Sanften und anmuthig Verständigen, nicht entdecken. Er erzählte, wie ihn erst jetzt der Dienst mit seinem Regiment nach Wien geführt; sein erster Gang sei nach den Salesianerinnen in das Giebelhaus gewesen, wo er so werthe, so unvergeßliche Bekannte, vielleicht, wenn die Damen ihm

diese Hoffnung gestatteten, Freunde wiederzusehen erwartet. Dort habe er erfahren, daß die Familie in Hietzing wohne, daß Herr Egbert Heimwald sich in der Schlacht bei Aspern vor Andern ausgezeichnet habe.

„In der Umgebung des Kaisers", setzte er hinzu, „schallt sein Lob aus jedem Munde. Wenn er den Dienst wechseln und in das Heer Frankreichs treten wollte, würde er eine glänzende Zukunft vor sich haben."

Er meinte durch dies Preisen seines Nebenbuhlers das Zutrauen Magdalenens zu gewinnen.

Aber sie erwiderte, zwar mit einem Lächeln, doch mit festem und starkem Ton:

„Dazu dürfte Herr Heimwald ein zu guter Deutscher sein; auch ist er kein Soldat, wie die Herren Franzosen es verstehen, er hat die Waffen nur zur Vertheidigung seines Vaterlandes ergriffen."

Der Oberst lenkte höflich mit der Andeutung des Friedensschlusses, der in den nächsten Tagen erfolgen werde, ein. Alsdann würden Frankreich und Oesterreich für immer Freunde und Veründbete sein. Auch ließen sich ja — es war der erste Schlag auf den Busch, den er versuchte — andere, friedlichere Beziehungen denken, die es einem Deutschen wünschenswerth machen könnten, in Paris zu leben und französischer Bürger zu werden.

Darüber erschien eine verrätherische Röthe auf dem Gesicht der Frau Armhart, und sie sagte mit eifriger Hast, Herr Heimwald sei im Winter des vorigen Jahres nach Paris gereist und er werde wohl nicht sobald wieder dahin zurückkehren.

„Ja“, entgegnete Loysel darauf, der mit Freuden sichern Boden unter den Füßen fühlte und dreister wurde, „ich habe dort von Herrn Heimwald gehört, ihn aber leider stets verfehlt. Wir hatten beide eine gemeinschaftliche Freundin, eine kranke Sängerin. Es ist kein Geheimniß, das ich ausplaudere.“

„Er hat uns nie eine Silbe davon erzählt“, brach Frau Armhart voll ahnenden Schreckens in stotterndem Tone aus.

„Ich bitte Sie, eine so unbedeutende Geschichte! Die Dame ist eine ältere Frau, sie könnte Ihre Mutter sein, Mademoiselle. Eine gewisse Athenais Dechamps, eine talentvolle Altistin, an die ihn ohne Zweifel der Graf Wolfsegg gewiesen hat.“

Vor den beiden Namen hielt Frau Armhart nicht Stand. Ihr Kopf verwirrte sich, wie ihr Gemüth schon seit der Nachricht von dem Verschollensein des Grafen geängstigt und verwirrt war. Sie benutzte den Eintritt einer Magd, die ihr winkte, um, unter dem Vorwand häuslicher Geschäfte, das Gemach zu verlassen.

Nun stand es bei der Gottheit, ihre Hand zu öffnen und das Geheimniß zu enthüllen oder sie fester schließend es auf ewig zu verbergen.

Der Oberst hatte bei seiner Aeußerung weniger auf die Entfernung der Frau Armhart als auf das Erstaunen und die eifersüchtige Neugierde Magdalenens gerechnet, um daran seine weitern Offenbarungen anzuknüpfen. Da sie aber durch kein Zeichen ihre Unruhe verrieth, wußte er nicht recht, ob er fortfahren, ob er das Gespräch in andere Richtung lenken sollte. Auch meinte er, daß er sich nicht zu beeilen brauche und noch manche Gelegenheit haben würde, seiner schönen Nachbarin sein ganzes Herz auszuschütten. Darüber aber sagte sie, aus leicht verzeihlicher Eitelkeit, damit der Fremde nicht glaube, Egbert könne absichtlich ein Geheimniß vor ihr bewahren, bei seiner Rückkehr aus Paris hätte Herr Heimwald andere Dinge zu thun gehabt, als von seiner Bekanntschaft mit einer Sängerin zu erzählen.

Der Spott, der in dieser Antwort lag, reizte Armand und er rief:

„Hier täuschen Sie sich doch, Mademoiselle; auch im wildesten Kriegsgetümmel wird Herr Heimwald dies Zusammentreffen nicht vergessen haben. Was er von der Sängerin erfuhr, mußte zu wichtig für ihn sein.

Aber ich begreife sein Schweigen. Seine Verhältnisse, seine Beziehungen zu Ihnen würden möglicherweise durch die Enthüllung der Wahrheit eine sonderbare Veränderung erlitten haben."

„Zu mir?" entgegnete Magdalene, und eine röthliche Glut schoß ihr ins Gesicht.

Sie war nahe daran, mit einer stolzen Handbewegung den frechen Mann hinauszuweisen.

Lebte sie denn in einem Lügengewebe eingesponnen, daß man ihr mit der Wahrheit drohen konnte? Zugleich aber wühlte es in ihrem Herzen, und eine dunkle Gestalt, die Furcht, stieg empor, die Furcht, daß der Oberst seine Rede nicht ohne guten Grund gewagt hätte. Dies hielt ihre Bewegung zurück und ihre graublauen scharfen Augen, die sie mit einem leisen Zittern der Wimpern auf ihn richtete, schienen halb drohend, halb zagend eine Erklärung von ihm zu fordern.

Zu verlieren war hier nichts mehr, der Oberst hatte durch eine einfache Erzählung der Thatsachen nur zu gewinnen. Und indem er sich nun auf den Standpunkt der verrathenen und beleidigten Athenais stellte und die Geschichte in ihrem Sinne ordnete, schilderte er sein Abenteuer mit ihr, die Worte, die sie ausgestoßen, die schwere Krankheit, in die sie verfallen, in der Benjamin Bourdon und Egbert sie gepflegt. Er

unterließ jede Anklage; nur zu deutlich sprang sie aus seinen Schilderungen heraus. Der größte Schuldige war ohne Zweifel der Graf; die Armharts hatten, von seinem Gelde verführt, ihm seine böse That vollenden helfen; Egbert endlich hatte, ob aus Schonung gegen Wolfsegg oder aus Sorge, daß Magdalene zu schwer von der Wahrheit leiden würde, Alles verschwiegen. Auch Loysel behauptete am Schluß seiner Erzählung, nur durch eine Verkettung der Umstände zu diesen sonderbaren Eröffnungen fortgerissen worden zu sein. Aber das Fräulein müsse gestehen, daß ihn kein Eigennutz bewege, daß er ihr kein Glück raube, welches er ihr durch die Entdeckung ihrer Mutter nicht hundertfach ersetze. Er beklage es tief, in dieser Angelegenheit der Verkündiger der Wahrheit gewesen zu sein; nur durch die Erinnerung an die Freude, die Athenais bei der Kunde geäußert, daß ihre Tochter lebe, in Schönheit blühe und glücklich sei, werde sein Schmerz gemindert.

Noch lange hätte er in diesem Tone fortsprechen können, Magdalene würde ihn nicht unterbrochen haben. Starr, keines Lautes wie keiner Thräne mächtig, saß sie da, das Gesicht mit den Händen verhüllend.

Aber ein Diener trat ein, ihn abrufend; ein Adjutant des Kaisers habe nach ihm gefragt.

Armand Loysel erhob sich schnell, und als nun

Magdalene, ganz wie ein schönes kaltes Marmorbild, seinen Abschiedsgruß erwiderte und mit einer Stimme, die ihm, obgleich sie wie verschleiert klang, durch Mark und Bein bebte, Lebewohl wünschte, war er froh, mit leidlichem Anstand aus dem Gemach und dem Hause fortzukommen. Zeit, über die Verwüstung, die er in dem Herzen des armen Mädchens angerichtet hatte, nachzudenken oder gar Reue über seine Bosheit zu empfinden, blieb ihm nicht. Draußen erwartete ihn Zambelli mit dem Befehl des Kaisers, der ihn nach Spanien verbannte.

Mit einer letzten Anstrengung und Ueberlegung war Magdalene, als Loysel sie verlassen, nach der Thür geeilt und hatte den Riegel vorgeschoben. Dann fiel sie, wie vom Blitz gerührt, der Länge nach auf den Boden hin und lag schluchzend, unfähig, eins ihrer Glieder zu bewegen.

Sie wunderte sich nur, daß sie nicht immer tiefer und tiefer hinabsänke, daß es noch etwas Festes und Unverrückbares gäbe. Schwankte doch Alles um sie, war doch mit einem Schlage ihre ganze Jugend, Glück und Heiterkeit in einen unermeßlichen Abgrund gestürzt. In Sünden war sie geboren, in Lügen hatte sie gelebt. Schein und Trug war die Liebe ihrer Eltern, die Großmuth des Grafen gewesen. Ohne Warnung

hatte man sie sich in Träume einwiegen lassen, die nie erfüllt werden konnten. Was sie für Neigung und Zärtlichkeit gehalten, war nichts als die Sorge der Schuldigen gewesen, ihre böse That zu verbergen. Statt der Wahrheit die Ehre zu geben, hatten sie die Lüge verdichtet. Nun war doch die Sonne durch die Finsterniß gebrochen, aber nicht die Sünder, sie, die Unschuldige, hatte das Licht geblendet. Da lag sie, eine doppelt Verlorene.

Wenn ihr wahrer Vater noch lebte, wenn sie ihn wiedersah, konnte sie ihm ohne Erröthen in die Augen blicken, durfte er sie ohne Zittern anschauen? Und ihre Mutter! Wer war sie? Wie würde sie von ihr aufgenommen werden? Mußte dieselbe in ihr nicht die Treulosigkeit des Vaters und die eigene Schwäche hassen?

Langsam hatte sie den Oberkörper aufgerichtet und schaute, auf den rechten Arm sich stützend, mit umflortem Blick umher.

Was wollte sie noch hier? Gehörte sie in den Kreis der Andern, der Sitte, der bürgerlichen Gesellschaft? War sie nicht durch ihre Geburt eine Ausgestoßene, durch Gottes unerforschlichen Rathschluß eine Verworfene? Ein Kind der Liebe, eine Zigeunerin! Gestern hatte es ihr Stolz, ihr feines Gefühl unerträglich gefunden, in Wohlstand und Behagen fortzuleben,

die nicht ihre Arbeit, sondern Egbert's Wohlthaten um sie geschaffen — und heute? Ja, wie hatte sie nur in ihrem Herzen den Gedanken nähren können, an seiner Seite zu bleiben, sich seinen Namen und seine Ehre anzumaßen! Werde seine Geliebte, das ist besser, das allein ziemt der Tochter einer solchen Mutter!

So stark war Allem, was der Oberst berichtet, der Stempel der Wahrheit aufgeprägt, daß ihr kein Zweifel kam. Das Aeußerste, das sie noch von ihm vermuthen konnte, war, daß er der Bote ihrer Mutter gewesen. Ihrer Mutter, der man sie entrissen und so viele Jahre vorenthalten hatte, die ihre Arme im sehnsüchtigen Verlangen nach ihr ausstreckte! Ihr Mißtrauen, einmal erweckt, richtete sich in voller Schärfe gegen die Armharts und den Grafen. Hundert kleine, früher von ihr nicht beachtete Züge fielen ihr ein, welche als ebenso viele eidleistende Zeugen die Wahrheit bekräftigten. Wie leicht erklärte sich jetzt das wunderliche Benehmen des Secretärs gegen sie, das Zischeln, die Geheimthuerei, als das Gerücht von dem Tode des Grafen sich verbreitet!

Ein heftiger Widerwille gegen die Menschen, die ihr doch nur Liebe und Wohlwollen bewiesen, erfüllte sie. In einen Becher edelsten Weines ist ein Tropfen von einem bittersten Kraut gefallen und hat seinen

köstlichen Inhalt vergiftet; so vergiftete der Argwohn Magdalenens Herz.

Wo war Aufrichtigkeit, Wahrheit in dieser Welt schmählicher Täuschungen? Was zögerte sie noch, den Staub dieses Hauses von ihren Sohlen zu schütteln und der Lüge zu entfliehen? Nicht hier unter Fremden, an der Seite ihrer kranken, ihrer verlassenen Mutter war ihr Platz. Wenn die Sünde ihres Vaters an der Unglücklichen auch nur zum kleinsten Theile gut zu machen war, durch die Liebe der Tochter allein konnte es geschehen. Nicht ein friedliches glückliches Leben war ihr bestimmt, in Buße und Unruhe würde sie den Rest ihrer Tage verbringen.

Dem tiefbekümmerten, leidenschaftlich gerade in den Wurzeln seines Seins und Denkens bewegten Mädchen schien es, als müsse der Tod Erbarmen mit ihr haben und sie bald aus diesem Thal der Thränen, des Scheins und der Falschheit befreien. Was ist diese Welt anders als ein Traum, der, schön beginnend, zuletzt mit grausamen Schrecken die bestürzte Seele ängstigt!

Ein Klopfen an der Thür störte sie aus ihren finstern Gedanken. Der draußen Stehende mochte schon mehrmals vergeblich angepocht haben, denn jetzt rief eine Stimme, die sie, ach! nur zu genau kannte, ihren Namen.

Es war Egbert.

Das fehlte noch, ihr Elend voll zu machen, daß sie ihm jetzt begegnen mußte. Vergebens sah sie sich nach einem Ausweg um. Kein Ort, wohin sie entfliehen, wo sie sich, ihre Schande und ihren Jammer verbergen konnte. Mühsam erhob sie sich vom Boden, strich das Haar zurück, schleppte sich zur Thür und entfernte den Riegel.

Aber als nun Egbert vor ihr stand, mit den treuen Augen, dem sinnenden Zuge in seinem Antlitz, der so viel Güte und Wohlwollen, eine so feste und bescheidene Ritterlichkeit ausdrückte, hielt sie sich nicht länger und mit dem Ruf, der in Thränen und Seufzern erstarb: „Warum hast Du mir das verschwiegen!" brach sie zusammen. Kaum, daß er sie in seinen Armen auffangen und auf das Sopha tragen konnte. Er wollte nach der Mutter, nach der Magd rufen; sie jedoch wehrte ab.

„Laß es unter uns beiden bleiben", sagten ihre Blicke, da ihr Mund, den der Schrecken geschlossen, es nicht vermochte.

Schon beim Eintritt in sein Haus hatte Egbert von der Anwesenheit eines französischen Offiziers gehört und war von einem Gefühl ungewisser Bangigkeit beschlichen worden. Es vermehrte sich noch, als er

in der Flur Frau Armhart ängstlich und hastig, beinahe ohne Gruß, an sich vorüberhuschen sah. Der Zustand, in dem er Magdalene fand, entschleierte ihm das Verhängniß, das über sie hereingebrochen. Vor dem traurigen Abschluß dieser Dinge wurde jede Frage, wie Alles im Einzelnen gekommen sei, gleichgültig und unnöthig.

„Warum hast Du mir gestern nicht gesagt, was ich heute von einem Fremden erfahren mußte?“ klagte sie mit sanftem Vorwurf, und die Unordnung ihres Gewandes gewahrend, zog sie es mit einer letzten Anstrengung zurecht.

„Bedenke doch, daß Du für mich immer Magdalene, meine Jugendfreundin, meine Geliebte bist und sein wirst; daß es mir nicht zukam, Dir ein Geheimniß zu entdecken, das mir ein Zufall, die Fieberphantasie einer Schwerkranken wider ihren Willen anvertraut — ein Geheimniß, das einem Andern angehört. Nur die Lippen durften es Dir enthüllen, die mit ihrem väterlichen Kusse die Wunde, die sie schlugen, auch heilen konnten.“

„Mein Vater“, sagte sie bitter, „der sich schämt, es zu sein und mir wie einem Waisenkinde heimlich die Brosamen seiner Zärtlichkeit zuwirft! Nicht er, der verhaßte Armand Loysel verrieth mir meine Schande!“

„Armand Loysel!“

Egbert bewunderte die Fügung des Geschicks, die den Schuldigen so schnell ereilt.

„Er wird Dich nicht wieder belästigen, der Kaiser schickt ihn schon in dieser Stunde in die entlegenste Ferne. Du wirst das Gesicht des frechen Mannes nicht wiedersehen und nicht mehr zu scheuen haben.“

„Weiß er darum weniger, wer ich bin?“

„Wer Du bist? Das reinste, das holdeste Geschöpf! Laß es doch meine Sorge sein, Dich zu beruhigen und Deinen Gram zu lindern.“

„Meinen Gram tröstet Deine Liebe nicht. Siehst Du nicht, guter Egbert, welche Schlinge sie Dir über den Kopf werfen wollten? Da ist eine Verlorene, deren sie sich schämen, mit der sie nichts anzufangen wissen. Der Zufall führt ihnen den besten und edelsten Mann entgegen; ihm bestimmen sie das Kind der Sünde. Sein makelloser Name soll ihre Unehre zudecken. Und Du denkst, ich würde mich wissentlich zu ihrem Werkzeuge hergeben? Ich sollte Dein Weib sein, ich! Mit diesem Brandmal auf der Stirn! Mit einer Mutter, die ich nicht kenne, mit einem Vater, der mich nicht kennt! Ich habe keine andere Heimat auf Erden als die Kniee meiner Mutter!“

„Oder die Brust eines Vaters, der Dich zärtlich

liebt!" sagte da ein Mann in Bauerntracht, der vielleicht schon eine Weile auf der Schwelle der sacht geöffneten Thür gestanden, unbeachtet von ihnen, denn sie waren ganz in einander versunken und wie weltentrückt gewesen.

Unwiderstehlich ist die Gewalt des Wirklichen. Diese Gegenwart des bereits als verschollen, als todt Beweinten schlug alle Einwände und Anklagen eines in seiner keuschen Tugend überspannten Gefühls siegreich nieder. Da gab es keine Ausflucht, kein Widerstreben. War Wolfsegg auf Magdalene zugestürzt, war sie ihm von einer unsichtbaren Macht entgegengetrieben worden, sie lag an seinem Herzen mit geschlossenen Augen. Mit dem rechten Arm umfing Wolfsegg ihren schlanken Leib, als wolle er sie nie mehr von sich lassen, die Linke streckte er nach Egbert aus.

„O, meine Kinder, wenn ich jetzt stürbe, würde ich glücklich sein!" sagte er, stolz und freudig und kraftvoll um sich blickend.

Als die erste Woge stürmischer Empfindungen sich gesänftigt hatte, kam die unerwartete Ankunft, die Verkleidung des Grafen, die sie erst jetzt bemerkten, das Schicksal, das ihn seit der Wagramer Schlacht hin und her geworfen hatte, zur Sprache.

Als in der Nacht nach dem zweiten verlorenen

Schlachttage der Erzherzog Karl einen Kriegsrath um sich versammelte und zugleich mit dem Rückzug des Heeres auch die allgemeine Lage des Reichs, die Möglichkeit einer Fortsetzung des Kriegs in Betracht gezogen ward, erschien es wünschenswerth, einen vertrauten, erfahrenen und entschlossenen Mann nach dem aufständischen Tirol zu senden. Der Kampf Andreas Hofer's und seiner heldenmüthigen Genossen erregte die Bewunderung aller; die Frage war nur, ob von diesen Bergen und Thälern aus ein entscheidendes Unternehmen gegen die Rückzugslinie Napoleon's versucht werden könnte. Daneben galt es, die Bauern in ihrem Widerstande zu bestärken; nicht ohne die größte Rücksicht auf sie, ihr Land und ihre Gewohnheiten und Gerechtsame zu nehmen, sollte Frieden geschlossen werden.

Der geeignetste Mann für eine solche Sendung war der Graf Wolfsegg. Ihn schreckte die Gefahr nicht; mit Land und Leuten war er bekannt. Während der Vorbereitungen des Kriegs, bei den heimlichen Zusammenkünften und Verabredungen hatte er eine einflußreiche Rolle gespielt; neben jenem Teimer aus Klagenfurt war der rothbärtige Pater Marcellus einer der Führer und Redner der Bauern. Zu spät entschloß man sich im Hauptquartier zu einer Politik des Volkskriegs, die ganz andere Früchte getragen

haben würde, hätte man sie im Beginn rücksichtslos ergriffen und nicht nur in Proclamationen, sondern durch Thatsachen anerkannt und ausgeführt. Wolfsegg, der stets diese Meinung vertheidigt und diese Führung der Angelegenheiten empfohlen hatte, konnte sich somit der Aufgabe, die ihm gestellt wurde, nicht entziehen. Noch in der Nacht verließ er das Heer und eilte durch das südliche Böhmen an die Donau. Absichtlich verbreitete man das Gerücht seines Todes. An einem von den Franzosen nicht bewachten Punkte glückte es ihm, hinüberzukommen. Verkleidet entging er ihren Spähern, ihren Soldaten in den Städten. Einmal in den Bergen südwestwärts vom Traunsee, war er geborgen. Hier kannte, verehrte, liebte ihn der Bauer, der Jäger, der Hirt wie der Pfarrer.

Während Egbert in hoffnunglos scheinender Krankheit darnieder lag, hatte der Graf in den Tagen vom fünften bis zum vierzehnten August den sieg- und ruhmreichen Gefechten der Tiroler gegen den Marschall Lefebvre beigewohnt, die den übermüthigen Mann in schmählichster Zerrüttung seiner Heermassen zur Flucht aus dem Lande zwangen.

„Da haben wir gesehen“, rief Wolfsegg in Erinnerung daran mit leuchtenden Augen, „was ein Volk vermag, das sich einmüthig, dem Tode trotzend, zur

Vertheidigung seines heimischen Herdes, seiner heiligsten Güter erhebt! Diese Kämpfe sind für mich die Morgenröthe unserer Befreiung. Haben wir auch diesmal verspielt, ein solches Volk kann nicht verderben, kann nicht untergehen!"

Aber wie groß der Erfolg auch war, einen gewiegten Mann, der über das gesammte Schachbret schaute, blendete er nicht. Aus dem in Znaim abgeschlossenen Waffenstillstande, aus geheimen Botschaften, die aus dem Heerlager in Ungarn den Weg zu ihm fanden, aus den in immer stärkern Schaaren sich um Tirols Grenzen, den Innstrom entlang, sammelnden Franzosen und Baiern erkannte Wolfsegg die Vergeblichkeit eines fernern Widerstandes, in allen Maßregeln, die auf österreichischer Seite getroffen wurden, die Vorboten des Friedens. Um seinerseits dazu beizutragen, daß bei dem Abschluß desselben die Versprechungen gehalten würden, die der Kaiser Franz den Tirolern in feierlicher Weise wiederholt gemacht, scheute Wolfsegg die Beschwerden und Gefahren einer abermaligen Reise durch die französischen Linien nicht. Ihm unbewußt blickte es durch seine Erzählungen hindurch, wie dies abenteuerliche Leben ihn angezogen und den Gram seiner Seele zerstreut habe. In seinen Streifereien hatte er zugleich den Sturz seiner Hoffnungen, das

Unglück seines Vaterlandes und die Schuld seiner Jugend, die ihn bei dem allgemeinen Zusammenbruch schärfer als jemals peinigte, zu vergessen gesucht. Seit dem Ausgang des Septembermondes verweilte er am Hoflager des Kaisers Franz. So nahe und doch so fern von denen, nach deren Anblick er sich Tage, Wochen gesehnt, deren Geschick ihn fortwährend, unabläßig beschäftigt — er hielt diese Qual der Erwartung nicht aus, und unbekümmert um die Folgen, die ihm aus seiner verwegenen That erwachsen konnten, kam er nach Wien.

Was noch zu besprechen, zu beklagen und zu bereuen war, verschlang zunächst die Freude des Wiedersehens. Sich aus so gewaltigen Stürmen gerettet und im sichern Port geborgen zu wissen, drängte bei allen dreien Vergangenheit wie Zukunft, Schmerz wie Furcht zurück. Auch das Verworrenste mußte sich jetzt freundlich lösen, die Besonnenheit des Grafen im Verein mit Egbert's Zärtlichkeit Magdalenens erschüttertes Gemüth beruhigen. Schon erwies sich die Sorge, die ihr Wolfsegg's Ankunft bereitete, die Arbeit, als Ablenkerin trüber Gedanken. Auch die Armharts kamen mit erheiterten Stirnen zum Vorschein. Ueber dem so schwer bedrohten Hause, über diesen so hart geprüften Menschen war die Sonne des Friedens aufgegangen.

Nur eine traf ihr Strahl nicht. Abseits von den Andern trieb die braune Christel ihr absonderliches Wesen. Saumseliger, in sich verlorener war sie nie gewesen als heute, wo Magdalene ihre Hülfe eifriger in Anspruch nahm. Eine wunderbare Melodie summte ihr im Ohr, wie himmlisches Glockengeläut. Oben in ihrer Kammer lag zusammengeschnürt ihr Bündel. Unruhig, fragend schweifte ihr Blick zu der Sonne empor, warum sie so langsam ginge, ob es denn noch nicht Abend werden wolle? Der Abend mit rosig verdämmernden Wolken und dann die Nacht mit ihrem dunklen feuchten Schleier, der Alles umschloß, für die arme Christel das Glück und die Freiheit. Welche Gefahren, welche Ungeheuer auf ihrem Wege auch lauern mochten, nicht auf immer kann sich verirren, wer den Pfad inbrünstiger Liebe wandelt; später oder früher, einmal wird er sich wiederfinden still und ruhig in dem Schooß der göttlichen Liebe.

Ende des vierten Bandes.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.